



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWEIUNDDREISSIGSTER BAND

2003 – 2004

WALLSTEIN VERLAG

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IM GROSSEN SAAL
DES KONZERTHAUSES BERLIN
AM GENDARMENMARKT
2. JUNI 2003

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
HANS GEORG ZACHAU

Herr Bundespräsident, Frau Staatsministerin, Exzellenzen,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die Öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste und heiße Sie herzlich willkommen.

Mein erster Gruß gilt, wie immer, dem Protektor des Ordens, Ihnen,
sehr verehrter Herr Bundespräsident. Wir sind Ihnen sehr dankbar,
daß Sie die Tradition Ihrer Vorgänger weiter pflegen und engen
Kontakt zu unserem Orden halten.

Es ist mir eine Freude, auch unseren ehemaligen Bundespräsidenten,
Herrn Scheel, und seine Frau Gemahlin zu begrüßen.

Der Orden Pour le mérite ressortierte früher im Bundesministerium
des Inneren. Jetzt ist die Beauftragte der Bundesregierung für Kul-
tur und Medien, Frau Staatsministerin Weiss, für uns zuständig. Ich
hatte bereits gestern Gelegenheit, Ihnen und Ihren Mitarbeitern für
die gute Betreuung des Ordens zu danken, und möchte das heute
ausdrücklich wiederholen.

Der Berliner Senat wird heute durch den Herrn Staatssekretär vertre-
ten.

Ich begrüße die Vertreter der diplomatischen Missionen.

Wir freuen uns über das Interesse mehrerer Minister der Länder, der
Staatssekretärinnen und Staatssekretäre sowie der Abgeordneten des
Deutschen Bundestags und des Berliner Abgeordnetenhauses sowie
der Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften.

Unser vor 161 Jahren in Berlin gegründeter Orden war den größten
Teil seiner wechselvollen Geschichte in Berlin ansässig, und er ist es
auch jetzt wieder. Es ist ein preußischer Orden, der 1740 durch
Friedrich den Großen gestiftet wurde. Die Friedensklasse des Pour le
mérite, also unseren jetzigen Orden, hat König Friedrich Wilhelm IV.

1842 geschaffen. Heute wird das Haus Hohenzollern wieder durch Seine Königliche Hoheit Dr. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen vertreten, dem wir für sein Kommen und sein kontinuierliches Interesse danken.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen von zwei im vergangenen Jahr verstorbenen Ordensmitgliedern, die Witwe von Eduardo Chillida, Pilar Belsunce, und Susanna Chillida sowie die Tochter von Ernst Kitzinger, Frau Professor Rachel Kitzinger und Tony Kitzinger.

Am 20. April starb das Ordensmitglied Sir Bernard Katz in London. Wir werden also einen dritten Nachruf hören, der im Programm nicht mehr verzeichnet werden konnte. Herr Bert Sakmann aus Heidelberg wird den Nachruf auf seinen Lehrer Sir Bernard Katz sprechen.

Der Nachruf auf Herrn Kitzinger wurde, wie im Programm verzeichnet, von Herrn Belting verfaßt. Da Herr Belting erkrankt ist, wird der Nachruf von Herrn Mestmäcker verlesen werden.

Bevor ich Ihnen den heutigen Vortragenden vorstelle, möchte ich noch zwei Dinge erwähnen. Der Herr Bundespräsident und die Ordensmitglieder sind mit Musik eingezogen. Wir danken den Mitgliedern des in diesem Haus beheimateten Berliner Synchron-Orchesters, die ein Stück aus der Ode für die Königin Mary von Henry Purcell gespielt haben. Bei unserm Auszug am Ende der Veranstaltung werden wir eine Canzona von Purcell hören.

Die andere Bemerkung betrifft etwas Technisches: Uns ist vor allem von jüngeren Besuchern dieser Veranstaltung immer wieder gesagt worden, daß sie nichts oder zu wenig über den Orden Pour le mérite wüßten. Wir haben deswegen auf den Empfangstisch draußen bei den Pressemappen einige Exemplare einer Kurzbeschreibung des Ordens gelegt, die Sie sich nach der Veranstaltung nehmen können. Wer noch mehr wissen will, möge dort seine Adresse hinterlassen und wird, solange der Vorrat reicht, weiteres Informationsmaterial zugeschickt bekommen.

Nun möchte ich Ihnen den heutigen Vortragenden vorstellen. Der Festvortrag bei unserer Öffentlichen Sitzung wird immer von einem

deutschen oder ausländischen Mitglied des Ordens gehalten. Unserer Satzung entsprechend haben wir etwa gleich viele in- und ausländische Mitglieder, zur Zeit je 35, und zwar je ein Drittel Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler.

Nachdem in den vergangenen Jahren an dieser Stelle ein Natur- und ein Geisteswissenschaftler gesprochen haben, haben wir in diesem Jahr ein Mitglied der Gruppe der Künstler gebeten, und zwar den Architekten Peter Busmann. Er ist zugleich der für die Gruppe der Künstler zuständige Vizekanzler des Ordens.

Peter Busmann war Schüler von Egon Eiermann, der uns allen hier in Berlin als der Schöpfer der neuen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche bekannt ist. Seine berufliche Tätigkeit entfaltete Peter Busmann – seit 1972 mit seinem ständigen Partner Godfrid Haberer – auf Grund von Wettbewerbserfolgen für öffentliche Bauwerke. Ein Hauptwerk des Büros Busmann & Haberer ist das Dom-Rhein-Projekt in Köln mit dem Museum Ludwig und der Philharmonie. In Berlin sind Busmann & Haberer an den Bauten für den Bundestag beteiligt. Busmanns Werke wurden mit zahlreichen Auszeichnungen und Preisen bedacht.

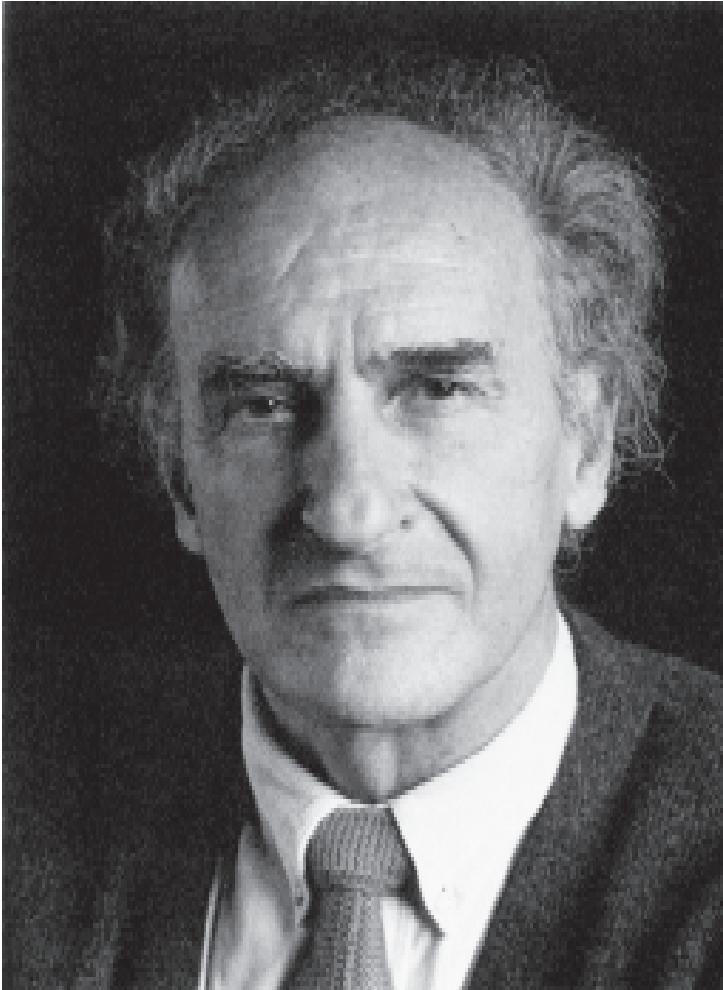
Herr Busmann, wir freuen uns auf Ihren Vortrag.

Nach dem Festvortrag werden wir Ihnen die drei im vergangenen Jahr gewählten neuen Ordensmitglieder vorstellen. Zunächst aber hören wir jetzt die Nachrufe auf die verstorbenen Ordensmitglieder. Als ersten bitte ich Herrn v. Pilgrim, den Nachruf auf Eduardo Chillida zu sprechen.

GEDENKWORTE

EDUARDO CHILLIDA

10. JANUAR 1924 – 19. AUGUST 2002



W. H. Murray
A

Gedenkworte für
EDUARDO CHILLIDA

von
Hubertus von Pilgrim

Herr Bundespräsident,
Mesdames Chillida,
Herr Ordenskanzler,
Hohe Festversammlung!

»Bestelle dein Haus – bestelle dein Haus, denn du wirst sterben«, heißt es in der Bachkantate »Actus tragicus«. Während die Baßstimme den ernstesten Text intoniert, entwickeln die begleitenden Instrumente fast jubilierend die Melodie – ein eigentümlicher Stimmungskontrast! Eduardo Chillida hat Bach einen Denkmalsentwurf gewidmet, die bildnislose casa di Johann Sebastian Bach. Nun steht dieser aus Stahl geformte Bozzetto zu dem nie groß ausgeführten Werk Ihnen hier nicht vor Augen. So kann jetzt nicht anschaulich werden, was an diesem Werk kontrapunktisch zu verstehen ist, was dort Thema ist und was Variation und wo man bildhauerische Analogien zu dem entdecken kann, was man in der Kompositionsform einen Krebs heißt.

Um auf Chillidas geniale Denkmalsinventionen hinzuweisen, liegt hier in Berlin der Hinweis auf die Plastik vor dem Kanzleramt nä-

her. »Windkämme« ist Titel für diese späte Werkgruppe, bei der die Assoziation an das Kämmen oder Gekämmtwerden offenbleibt.

Was ist nun die Botschaft dieser Plastik im gewichtigen städtebaulichen Gefüge? Doch keine politische, jedenfalls nicht auf den ersten Blick, wenn ich von der rühmenswerten Tatsache absehe, daß es sich an dieser Stelle um eine Bürgerstiftung handelt – Herr Becker, ein Bürger aus dem Landkreis München ist der Donator! Es geht um eine themenfreie Plastik, die mit ihren in der »Krone« ausgreifenden Formen der Eigengesetzlichkeit der Bildhauerkunst folgt. Im rhythmischen Widerspiel ponderiert sie die einzelnen Elemente aus von Bündelung und Entfaltung. Sie ist abstrakt und dennoch organisch wie eine Platane mit ihren Verzweigungen. So vereinigt dieses Werk zwei entgegengesetzte Pole bruchlos in sich, das Abstrakte – Artificielle und das Organisch-Elementare. Gegensätze in einen harmonischen Zusammenhang zu bringen – darin mag man dann doch das für die Politik so schwer einlösbare Paradigma sehen!

Dieser Topos, die »Harmonie des Gegensätzlichen«, zieht sich durch das ganze Werk Chillidas. Da ich Chillida selbst nie persönlich begegnet bin, sei mir die kurze Reminiszenz an meine erste Begegnung mit seinem Werk erlaubt. Das war 1961 in Paris in der Galerie Maeght. Der Widerstreit *abstrakt* versus *gegenständlich* beherrschte vor vierzig Jahren die künstlerische Szene, die Denkmalsfrage indes war damals im Westen tabu, wenn ich von Ossip Zadkine absehe, zu dem auch ich damals Kontakt hatte. Chillida hatte die Anklänge an Figürliches wie in seinen wunderbar klaren frühen Zeichnungen getilgt; wie ausgebeint wirkten die gehämmerten Stahlformen. Der Eindruck des zum Absoluten Zielenden verstärkte sich durch das Reduzieren der Körperlichkeit. Klassischerweise hängt das Raumerleben einer Plastik in erster Linie mit der Ordnung ihrer Volumina zusammen. Chillidas frühe wie besonders seine späten Plastiken sind keineswegs entkörperlicht, ihre raumgreifende Wirkung beruht in erster Linie auf dem Umschließenden und auf der Zwischenräumlichkeit der einzelnen Kompartimente. Besonders berührte mich der paradoxe Eindruck, daß die mittelgroßen Eisenplastiken abstrakt waren und dennoch an geschmiedetes Gerät denken ließen,

an Forken, Pflüge, Sensen, Sicheln. Doch sie bildeten nicht ab, sondern waren selbst Gegenstand. Die Begriffskonvention abstrakt versus gegenständlich war aufgehoben.

Der Eindruck des Dinghaften eint sich auf eindrucksvolle Weise mit dem des Elementaren. Die vier Elemente in ihrem uralten Sinn kommen ins Spiel. Zunächst das *Feuer* der Schmiedeesse. Chillida hat selbst geschmiedet. Auch seine keramischen Blockplastiken sind nicht denkbar ohne die Herkunft aus dem Feuer. Dann die *Erde*; damit ist nicht nur die zeitweilige Vorliebe für den einheimischen Granit gemeint, sondern auch der sensible Umgang mit dem spröden Beton. Das *Wasser* hat der an der Küste in San Sebastian Geborene oft beschworen in vielen graphischen Konnotationen als Wellen oder in seinem in jeder Hinsicht größten Werk mit der Anrufung der großen Horizontale des Meeres. Und schließlich, im eindrucksvollen Alterswerk die Beschwörung der *Luft* mit den so eigenwilligen Äolscharfen unseres Zeitalters.

Der mit seinem Erfolg weltläufige Chillida hat sich prononciert zu seiner baskischen Heimat bekannt. Gleichzeitig ist aber sein Bekenntnis zum deutschen Geist hervorzuheben, was uns hier, in unserem Orden, besonders ansteht. Expressis verbis nennt er neben Bach Hölderlin, Novalis, Jakob Böhme. Die Begegnung mit Martin Heidegger und gemeinsame Publikation liegen lange zurück, vor Chillidas Weltbekanntheit: zum Ruhme des Bildhauers wie des Philosophen sei das angemerkt.

Für Frankfurt hat Chillida ein eigentümliches Goethemonument geschaffen. Diese »Casa di Goethe« mag den Betrachter auf den ersten Blick befremden. Das etwa 6 × 4 × 3 m messende, begehbare Betonmonument assoziiert nicht Faust noch Grete; erst allmählich könnte man in der Anrufung des klassischen Maßes an Iphigenie denken. Betritt man diese oben offene »Gedenkkapelle« in der Frankfurter Taunusanlage, muß man unsterbliche Verse wie »Füllest wieder Busch und Tal / Still mit Nebelglanz ...« schon selbst im Kopf haben, »Um einen Goethe von innen bittend«, wie ein anderer großer Spanier (Ortega y Gasset) gesagt hätte. Um sowohl an den Dichter wie nachdrücklich auch an den Naturforscher Goethe zu er-

innern, geht Chillida in spekulativer Konsequenz von zwei Brennpunkten aus und konstruiert den Grundriß des Monuments als Ellipse, wobei ich hier auf die subtilen Baustrukturen und weiteren Goethebezüge nicht eingehen kann.

Der 1924 geborene Chillida bildete sich zuerst in Madrid als Architekt aus. Seine bildhauerische Ausformung gewann er vor allem in Frankreich. In der Folge entwickelt er seine Plastiken weniger baubezogen, sondern er modelliert selbst Architektur mit dem Typ der begehbaren Monumente. Sie stehen meist nicht im urbanen Zusammenhang, sondern entfalten sich kontrapunktisch zu der offenen Landschaft.

Als er am 19. August des vorigen Jahres starb, zitierte die Neue Zürcher Zeitung sein baskisches Heimatbekenntnis: »Weil ich zu einem Land gehöre, das ein dunkles Licht hat. Der Atlantik ist dunkel, das Mittelmeer nicht.« »Das schwarze Licht, zu dem ich gehöre«, sagt er an anderer Stelle, die man in Beziehung setzen kann zu Goethes Farbenlehre. Mir kommt aber eine wörtliche Analogie zu Hölderlin in den Sinn:

»Es reiche aber,
Des dunklen Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher, ...«

»Andenken« heißt das für viele von uns beziehungsreiche Gedicht mit der berühmten Schlußzeile »was bleibet aber, stiften die Dichter«. Die vor zweihundert Jahren niedergeschriebenen Zeilen haben als biographischen Hintergrund Bordeaux, so fern Chillidas Heimat ja nicht! In der hier gebotenen Auswahlknappheit, die Chillidas letztes Werk in München aussparen muß, will ich dennoch mit den kubischen Kreuzmotiven auf einen weiteren Bezugspunkt im Œuvre hinweisen. Der Jesuitenpater Friedhelm Mennekes, der Spiritus rector dieses Engagements in Köln, weist darauf hin – und damit will ich den Bogen schließen, daß Ignatius von Loyola auch gebürtiger Baske war. Der Jesuitenpater zitiert dessen Grabspruch, der mir angesichts der denkmalhaft großen Werke in der Weite der nordspanischen Küstenlandschaft in einem neuen und doch uralten Sinne

auch für Chillida passend erscheint: »Non coerceri maximo, tamen
contineri a minimo: divinum est« – »Vom Größten nicht umfaßt,
vom Kleinsten dennoch gehalten: das ist das Göttliche.«

ERNST KITZINGER

27. DEZEMBER 1912 – 22. JANUAR 2003



And Kilgus

Gedenkworte für
ERNST KITZINGER

von

Hans Belting
(*verlesen von Ernst-Joachim Mestmäcker*)

Kurz nach seinem 90. Geburtstag ist der Kunsthistoriker Ernst Kitzinger im Januar dieses Jahres in den USA verstorben. 1982 wurde er in den Orden aufgenommen, der in der Nachkriegszeit durch die ehemaligen Emigranten eine starke Prägung erfahren hat. Ich begrüße seine Tochter Rachel, in deren Nähe er in den letzten Lebensjahren gelebt hat, und seinen Sohn Tony, der aus England angereist ist. Aus seinen Erzählungen weiß ich, wie viel ihm die Mitgliedschaft im Orden bedeutete und wie sehr er sich über das Angebot freute, durch die wechselnden Orte der Herbsttagungen Deutschland kennenzulernen, das er so früh verlassen mußte. Ich kann die Aufgabe, sein Lebenswerk zu beschreiben, nicht ohne eine innere Bewegung erfüllen. Sie gibt mir auch die Gelegenheit, meinen Dank an eine Persönlichkeit abzustatten, die meinen beruflichen Weg wie niemand anderer bestimmt hat, seit ich in den USA als junger Doktor noch einmal sein Schüler geworden bin. Ernst Kitzinger wurde am 27. Dezember 1912 in München als Sohn jüdischer Eltern geboren. Sein Vater, der Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Kitzinger, und seine Mutter Elisabeth konnten 1939 noch nach Palästina auswandern. Er selbst verließ Deutschland bereits 1934, nach

einer eilig vollzogenen Promotion bei Wilhelm Pinder. 1958 kam er anlässlich des internationalen Byzantinisten-Kongresses zum ersten Mal wieder nach Deutschland zurück. Seine schmale Dissertationschrift über römische Wandmalerei des Frühen Mittelalters nahm bereits sein Lebensthema vorweg, denn sie galt einer abendländischen Kunst, die ganz stark von Ostrom, also von Byzanz, geprägt war. Im Zwischenfeld zwischen Klassischer Antike und Hohem Mittelalter, zwischen griechischem Tempel und gotischer Kathedrale, hatte er sich auch von jenen Rücksichten befreit, die im deutschen Bildungskanon stark ideologisch besetzt waren. Die Germanisierung der mittelalterlichen Kunst bei seinem Lehrer Pinder war dafür ein abschreckendes Beispiel.

In London, wo er auch seine spätere Frau Susan kennenlernte, fand er im Britischen Museum Anschluß und die Gelegenheit zu eigenen Publikationen. Ein Beispiel ist die Einführung in die Kunst von Spätantike und Frühem Mittelalter, verfaßt mit einem unbestechlichen Sinn für künstlerische Qualitäten in einem Bereich, der bisher keinem ästhetischen Urteil genügt hatte. Im Gegensatz zu älteren Emigranten, die sich bereits einen Namen gemacht hatten, waren für ihn diese Anfänge schwer. Bei Kriegsausbruch wanderte Kitzinger in die USA aus, allerdings erst nach einer aufgezwungenen Internierung in Australien, woraus er sich nur durch die Fürsprache älterer Kollegen befreien konnte. In Dumbarton Oaks fand er auf lange Zeit eine neue Heimat. Das gleichnamige Institut für »Medieval and Byzantine Studies« war damals gerade in Washington als Harvard-Einrichtung gegründet worden. In seinen Räumen, in denen Strawinsky das Dumbarton-Oaks-Konzert komponiert hatte, war kurz vorher die Gründung der Vereinten Nationen beschlossen worden. In der Nachbarschaft einer großartigen Kunstsammlung, die das Ehepaar Bliss zusammengetragen hatte, leitete Kitzinger seit 1955 als Director of Studies eine Fakultät von internationalen Forschern, darunter Emigranten aus Osteuropa, deren Disziplinen von der Philologie bis zur Theologie reichten. Hier bin ich ihm als junger Stipendiat erstmals begegnet. Unter seiner Leitung schrieb ich meine deutsche Dissertation zum zweiten Mal. 1967 wurde Kitzinger auf

die Arthur-Kingsley-Porter-Proffessur in Harvard, seiner eigenen Universität im fernen Cambridge, berufen. Hier entfaltete er in dem verbleibenden Jahrzehnt eine rege Lehrtätigkeit, die er in Washington so sehr entbehrt hatte, und verfaßte eine Reihe seiner wichtigsten Bücher.

Kitzingers große Leistung besteht darin, die Stilanalyse in ein Gebiet eingeführt zu haben, in dem man bisher meist theologisch argumentiert hatte. Das Stichwort der Ikone mag genügen, um das Gemeinte zu verdeutlichen. Geschult in deutscher Methodik, hat er dem Konzept des Stils ganz neue semantische Möglichkeiten erschlossen. Damit lieferte er ein Modell für wissenschaftliche Argumentation ohne Rücksicht auf weltanschauliche Vorurteile. Sein Buch »Byzantine Art in the Making«, sein unbestrittenes Hauptwerk, untersucht das Nachleben der hellenistischen Tradition in jenem anderen Teil Europas, der in der einäugigen Abendland-Euphorie der Nachkriegszeit rigoros ausgeblendet gewesen war. Nachdem uns durch die politische Wende dafür wieder die Augen geöffnet werden, muß man an sein so anderes Europabild erinnern, das er in karger Zeit und aus der Distanz der USA verteidigte. In seinen späteren Jahren wurden die Mosaiken Siziliens sein bevorzugtes Arbeitsfeld. Es handelt sich um eine Kunst, in der wie nirgendwo sonst in Europa oströmische, westliche und arabische Kultur zu enger Symbiose gelangten. Als ich ihm begegnete, beeindruckte mich am meisten die Bescheidenheit seines Auftretens, verbunden mit großer Toleranz und dennoch unbeirrbarer wissenschaftlicher Strenge. Die schönste Erinnerung, die mich mit Kitzinger verbindet, ist eine Veranstaltung, die im Juni 1985 in seiner alten Münchner Universität stattfand, wo ich als sein Schüler inzwischen die Professur seines einstigen Lehrers Pinder innehatte. Bei dieser Gelegenheit konnte ich die Aushändigung seiner Doktorurkunde nach fast 50 Jahren nachholen.

SIR BERNARD KATZ

26. MÄRZ 1911 – 20. APRIL 2003



Bernard Katz

Gedenkworte für
SIR BERNARD KATZ

von
Bert Sakmann

Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren,
Sir Bernard Katz, der Begründer der Synapsen-Physiologie und Mitglied unseres Ordens seit 1982 starb am 20. April in seinem 93. Lebensjahr in London.

»BK«, wie er von seinen wissenschaftlichen Kollegen genannt wurde, war einer der letzten *der* Generation von Emigranten, die Nazi-Deutschland verlassen mußten und die ihren neuen Heimatländern zu immenser wissenschaftlicher Reputation verhalfen – ein Aderlaß, von dem sich unser Land bis heute nicht erholt hat.

Katz, geboren 1911 als einziger Sohn eines russischen Vaters und einer polnischen Mutter und aufgewachsen in einer Familie, die in Leipzig im Pelzhandel tätig war, fühlte schon als Junge den Antisemitismus des heraufziehenden Regimes. So wurde er nicht zum Leipziger Schiller-Realgymnasium zugelassen. Statt Naturwissenschaften lernte er Latein und Griechisch am humanistisch ausgerichteten König-Albert-Gymnasium, an das er sich später auch gerne erinnerte. Er übersprang eine Schulklasse und begann im Alter von 18 Jahren das Studium der Medizin.

Während des Studiums faszinierte ihn die Elektrophysiologie, insbe-

sondere die Durchlässigkeit der Nervenmembran für Ionen. Hier konnten biologische Vorgänge mit einfachen mathematischen Formeln beschrieben werden.

Katz arbeitete dann – neben seiner klinischen Ausbildung – am Institut des Leipziger Physiologen Martin Gildemeister. Er wurde 1934 zum Doktor der Medizin promoviert und beendete seine klinische Ausbildung in Leipzig am dortigen jüdischen Krankenhaus. Mit einem Empfehlungsschreiben Gildemeisters kehrte er Deutschland den Rücken und wanderte nach England aus. Er erreichte Harwich im Februar 1935 mit vier Pfund Sterling in der Tasche, fühlte sich aber wie neugeboren.

Unverzüglich begann Katz eine PhD-Arbeit bei A.V. Hill am University College London, das seine neue Heimat werden sollte. A.V. Hill hatte 1922 zusammen mit Otto Meyerhof den Nobelpreis erhalten für Arbeiten zum Energiestoffwechsel des Muskels. BK bewunderte Hill als Mentor und als Politiker, der den bedrängten Menschen, vor allem den Juden in Deutschland, zu Hilfe kam. Die Zeit mit A.V. Hill bezeichnet er als seine anregendste.

Nach der Promotion kurz vor Ausbruch des Kriegs ging Katz nach Sydney, wo er mit John Eccles und Stephen Kuffler die Kontaktstelle von Nerven und Muskeln – die neuromuskuläre Synapse – untersuchte. Deren Eigenschaften sollten ihn sein ganzes weiteres Leben beschäftigen.

In Sydney traf er Marguerite Penly – die wir als Rita kennen – und heiratete sie 1945. Er kehrte an das University College London zurück und wurde 1952 Hills Nachfolger als »Professor of Biophysics«. Bis zu seiner Emeritierung 1978 war sein Department ein Mekka der Physiologie und Biophysik für Postdocs aus der ganzen Welt.

Bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten von 1950 bis 1978 ging es Katz vor allem um die Frage, wie ein elektrischer Impuls vom Rückenmark auf den Muskel übertragen wird, nachdem das Gehirn einen Befehl zur Kontraktion des Muskels abgegeben hat.

Nerv und Muskel sind durch einen schmalen Spalt getrennt. Er wird überbrückt durch die Freisetzung des Überträgerstoffes Azetylcholin, der von der Nervenendigung bereitgehalten wird. BK fand mit

seinen Mitarbeitern Paul Fatt und José del Castillo heraus, daß der Überträgerstoff in Form von kleinen Paketen, die er als Quanten bezeichnete, freigesetzt wird. Jedes Paket enthält einige tausend Azetylcholinmoleküle. Das anatomische Korrelat der Quanten sind winzige Behälter, die Vesikel, in der Nervenendigung. Wird ein elektrischer Impuls vom Rückenmark in das Nervenende geleitet, werden einige hundert Quanten fast gleichzeitig freigesetzt. Der Muskel wird durch das Azetylcholin so stark erregt, daß er sich kontrahiert. Gesteuert wird die Freisetzung von Quanten durch eine kurzfristige Erhöhung der Kalziumkonzentration.

Die Erregung des Muskels haben BK und Ricardo Miledi auf die Wechselwirkung von Azetylcholin mit spezifischen Rezeptoren in der Muskelmembran zurückgeführt. Sie ändern ihre Struktur und können so die Ionenströme erzeugen, welche dann den Muskel erregen. Das Prinzip der quantenförmigen Freisetzung von Überträgerstoffen und der chemischen Erregbarkeit von Zellmembranen durch Ionenkanäle ist auch in den Synapsen des Gehirns verwirklicht, zusammen mit vielen anderen Mechanismen der synaptischen Übertragung, die Katz und seine Mitarbeiter zuerst an der neuromuskulären Synapse entdeckt haben.

BK wurde 1952 Mitglied der Royal Society, 1969 in den Adelsstand erhoben und erhielt neben vielen anderen Auszeichnungen 1970 den Nobelpreis in Medizin oder Physiologie gemeinsam mit Julius Axelrod und Ulf von Euler. Das Preiskomitee begründete die Verleihung mit den »Entdeckungen der Speicherung, Freisetzung und Inaktivierung von Überträgerstoffen in Nervenendigungen«.

Trotz seiner schlechten Erfahrungen in Nazi-Deutschland hat Katz in den 60er Jahren wieder Kontakt mit deutschen Wissenschaftlern aufgenommen. Der Orden konnte sich glücklich schätzen, daß BK seiner Aufnahme in den Orden zugestimmt hat. Er kam gerne mit Rita zu unseren Zusammenkünften und besonders zur Tagung der Nobelpreisträger in Lindau.

Seine letzten Lebensjahre waren überschattet vom Tod seiner Frau. Ohne Rita hatte er keinen Lebensmut mehr.

Mit dem Tod von Bernard Katz endet nun jedenfalls eine Ära in der experimentellen Physiologie. BK war ein Mann von großer persönlicher Bescheidenheit und wissenschaftlicher Kompromißlosigkeit. Er hat mit einem oder höchstens zwei Mitarbeitern geforscht. Er hat seine Experimente aufgrund von testbaren Hypothesen angelegt und trotzdem oft auf die Wichtigkeit der Zufallsbeobachtung hingewiesen, welche das Aufstellen neuer Hypothesen ermöglicht. Sein wissenschaftlicher Stil – Imagination gekoppelt mit der mathematischen Beschreibung seiner Beobachtungen – hat mehrere Generationen von Wissenschaftlern geprägt.

Durch seine Entdeckungen ist BK immer unter uns – solange unsere Herzen schlagen.

BK hat auf Anraten von Chaim Weizmann sein Studium in Leipzig abgeschlossen und auch daran gedacht, nach Palästina auszuwandern. Nach der Gründung des Staates Israel förderte er tatkräftig dessen junge Wissenschaftler. Für meine israelischen Kollegen, mit denen mich das Interesse an der Physiologie der Synapse und die Freundschaft mit BK verbindet, wiederhole ich, auf hebräisch.

Te'hi Nisch' Mato Tzro'ra be'zror ha ,cha'yim

Ja ,nu' ach al Misch ,ka'vo be'sha'lom

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

VORTRAG VON PETER BUSMANN

PETER BUSMANN

ARCHITEKTUR IM SCHNITTPUNKT
VON ZERSTÖRUNG UND ÜBERLEBEN

Verehrter Herr Bundespräsident,
Eminenzen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor fast genau 45 Jahren hat in diesem Kreis der Architekt Paul Schmitthenner das Wort ergriffen und in seiner Rede der Baukunst seiner Zeit den Spiegel vorgehalten. Dieser bedeutende Kollege aus der vorangegangenen Generation sah sich selbst noch als Baumeister und die Architektur als Baukunst, im Einklang mit der Tradition des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste, bei der die Architektur dem Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts entsprechend noch Mutter der Künste ist.

Im Zusammenhang mit den großen auch schon damals explosionsartigen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Situation nach den beiden großen Kriegen sprach Paul Schmitthenner 1958 von einer heillosen Entwicklung unserer Städte und der Zerstörung von Stadt- und Dorfschönheit und zog den Vergleich mit einem Fieber, das Bauherren und Architekten ergriffen habe. Diese Worte aus dem Munde eines Architekten, der beide

fürchterlichen Kriege des letzten Jahrhunderts überlebt und in dieser Zeit gleichzeitig geplant und gebaut hat, animierten mich selbst zu dem Thema meiner eigenen Rede. Auch Zerstörung gehört zur Tradition, und wenn Zerstörung für das steht, was in der Vergangenheit geschah, und Überleben das ist, was für die Zukunft erhofft wird, dann steht Architektur heute im Schnittpunkt beider als Abbild eines Gegenwartsempfindens der Menschen, das immer knapper und kurzatmiger wird.

Kurzatmigkeit bedeutet aber auch: Verlust an Genußfähigkeit und dadurch Verlust an Schönheit. Außer dem brutalen Kriegsgeschehen, das in Mitteleuropa nun schon zwei Generationen zurückliegt, haben wir es bei uns mit etwas zu tun, was ich den gezähmten Krieg nennen möchte, einen in Zeitlupe arbeitenden Großangriff auf unsere Sinne und unsere Organe, etwas, was Hans-Georg Gadamer zu der Feststellung veranlaßte: »In der großen Apparatur unserer Zivilisation sind wir alle Patienten.«

Es wird nachzuweisen sein, wie bedeutungsvoll in einer solchen Situation Orte und Räume sind, die von ihrem Ursprung und ihrer Idee Kontinuität verkörpern und Identität vermitteln. Insoweit muß von heiligen Orten und Räumen genauso die Rede sein wie vom heilenden Charakter profaner Bauten. Mehr noch: Inwieweit überhaupt heilende Aspekte in der Architektur benannt werden können. Von dem Philosophen Wittgenstein ist der Satz überliefert:

»Nicht jede zweckmäßige Bewegung des menschlichen Körpers ist eine Geste sowenig wie jedes zweckmäßige Gebäude Architektur ist.«

Diese feine Unterscheidung ist wichtig, weil ja bei dem Wort Architektur automatisch immer die gesamte gebaute Umwelt mit-schwingt. Diese wiederum enthüllt sich – vor allem im Rückblick – immer schonungslos als Spiegel dessen, was sich im Inneren einer Gesellschaft abspielt.

Ich spreche aber hier von Architektur nicht nur als Reflektor, sondern in erster Linie als Agens, wo die Bauwelt kräftig mitmischt an

der Gestaltung unserer Welt, und zwar sowohl mit konstruktiven als auch mit destruktiven Ergebnissen. Das wird an zwei Phänomenen deutlich:

1. man hat herausgefunden, daß im Verlauf des Bombenkrieges in Deutschland die betroffenen Großstädte von den Bewohnern noch während des Krieges in den Phasen zwischen den Luftangriffen 1 1/2 bis 2 Mal wieder aufgebaut wurden und
2. daß in der Wiederaufbauphase nach dem 2. Weltkrieg genausoviel wertvolle erhaltene Bausubstanz durch Neubauten und Verkehrsplanungen zerstört wurde wie zuvor durch die Zerstörung aus der Luft.

Dabei ist es wert festzuhalten, daß der zuvor genannte konstruktive Aspekt in erster Linie den betroffenen Bewohnern selbst zuzurechnen ist, während der destruktive so gut wie ausschließlich von sogenannten Experten und Baufachleuten zu verantworten ist, natürlich gleichermaßen auch von deren Auftraggebern.

Angesichts dieser doch paradoxen Situation stellte sich mir schon lange, seitdem ich als Schüler das Behelfshaus unserer Familie mitaufgebaut habe und danach im total zerstörten Braunschweig mein Architekturstudium angefangen hatte, die Frage nach der Herangehensweise des Architekten an seine Aufgaben.

An was kann ich mich orientieren, woraus kann ich lernen?

Wo ist das Selbstverständnis von Architekten, nämlich »Ordnung zu schaffen«, selbst »in Ordnung«, wo haben wir Architekten uns *einzuordnen*, wo haben wir uns *unterzuordnen*, ohne in Beliebigkeit zu versinken?

Wo ist überhaupt unsere Rolle im großen Spiel der Gesellschaft, in Politik, Wirtschaft, Kultur und Kunst?

Wie stellen wir uns dem sich immer deutlicher abzeichnenden Erkenntnisprozeß, daß die lange Phase der Naturaneignung des Menschen sich ihrem Ende nähern muß und daß wir beginnen müssen, einen Lernpfad zu beschreiten, den man *Kulturaneignung* nennen kann.

Und in dem Zusammenhang noch einmal die Frage:

Wo hat bei dem vielen Kaputt- und Krankmachenden in unserer Zivilisation Architektur *heilende* Aspekte aufzuweisen?

Wie sehen die Medikamente und *Methoden* des Architekten aus, wie kann er Ressourcen entdecken und aktivieren, ohne die Heilung undenkbar ist?

»Wo ist der rote Faden?« fragte der Handwerker-Philosoph Hugo Kükelhaus und antwortete: »Der rote Faden bist du selbst!« Ich nehme diesen roten Faden auf und möchte Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die ich 1943 als Kind in Kiel erlebt habe.

Stellen Sie sich ein häßliches, kasernenartiges Schulgebäude vor und da den Schulhof während der Pause. Ich prügle mich mit einem Klassenkameraden, und wie das Schicksal es will, liege ich gerade in dem Moment über meinem Gegner, als wir beide in eines der Souterrain-Fenster fallen, dessen Glasscheiben mit lautem Klirren zu Bruch gehen. Kaum bin ich wieder auf den Beinen, werde ich von einer schadenfroh grölenden Horde zum aufsichtführenden Lehrer gestoßen. Der nimmt mich wortlos mit in das Klassenzimmer, entnimmt dem Schrank einen Rohrstock, schlägt mich aber nicht, fährt nur mit dem Daumen fast liebevoll über das Marterinstrument und sagt: »Morgen, Freundchen«.

Wieder losgelassen, bin ich allein mit meiner Angst und den jagenden, herzklopfenden Gedanken, deren Mittelpunkt nicht so sehr die bevorstehende Züchtigung ist wie die Scham, »es« zu Hause erzählen zu müssen. Zu Hause bringe ich kein Wort heraus.

In der Nacht werden wir von heulenden Sirenen aus dem Schlaf gerissen. Fliegeralarm jagt uns alle in den Keller, fragwürdiger Schutz im Getöse von FLAK- und Bombentreffern. Unser Block bleibt dieses Mal noch verschont, und ich muß mich am nächsten Morgen mit bleischwerem Herzen auf den Weg zur Schule machen.

Von der letzten Straßenbiegung sind es noch wenige Schritte bis zur Schule, als ich aufblicke, kann ich es nicht fassen: *Die Schule ist weg*. Anstelle des gewohnten Backsteinmassivs nur ein Haufen rauchender Trümmer. Ich kann mich nicht erinnern, je wieder ein solches Glücksgefühl gehabt zu haben wie in diesem Moment.

Durch Gespräche mit Menschen, die geschult sind, unbewußte psychische Vorgänge ins Bewußtsein zu heben, ausschlaggebend aber durch die Lektüre eines Kindheitserlebnisses von C. G. Jung, wurde ich zurückblickend in der Erkenntnis bestärkt, daß ich selbst unbewußt die Schuld an dieser Katastrophe übernommen hatte und ebenso unbewußt dies wiederum den Ausschlag gab, nicht Arzt oder Musiker zu werden, wie ich es zuerst vorhatte, sondern Architekt. Und es dürfte auch kein Zufall sein, daß ich mich bis heute überwiegend mit dem Bau von Schulen befasse.

Ich will versuchen zu verdeutlichen, daß in meiner eigenen Arbeit als Architekt und in meiner Beurteilung von Architektur die beiden anderen Berufsfelder, nämlich *Heilkunst* und *Musik*, zunächst unbewußt und dann immer bewußter von Bedeutung waren und sind, genauer gesagt: die bei einem Heilungsprozeß ausschlaggebenden Methoden und die in Architektur und Musik gleichermaßen geltenden harmonikalen Gesetze.

Dem liegt die Erkenntnis zugrunde, daß der Mensch physisch und psychisch nicht in getrennten Welten lebt, weder in seinem Körper noch in der sogenannten dritten Haut, der Architektur, und daß die Verantwortung des Architekten weiter reicht als allein für Sicherheit, Zweckmäßigkeit, Wirtschaftlichkeit und Ästhetik.

Früher kam in unserer Berufsbezeichnung zum Ausdruck, daß wir im Grunde auch Handwerker sind, man nannte uns Baumeister und im besten Falle Baukünstler, und vom Architekten hieß es, er sei ein Maurer, der Latein gelernt habe.

Von den drei Kardinaltugenden, die der römische Architekturtheoretiker Vitruv bereits vor über zweitausend Jahren formuliert hat, nämlich *Firmitas – Utilitas – Venustas*, spielt in unseren Tagen, Gott sei Dank, *Venustas*, die Schönheit, wieder eine Rolle – Architektur als Baukunst und nicht nur als Bautechnik und Immobilienwirtschaft.

Wenn man Vitruv im Urtext liest, dann kann man da etwas Erstaunliches entdecken: Da steht nämlich, daß zu den vielen Eigenschaften, die ein Architekt zu verkörpern habe, er auch nicht unerfahren in der Heilkunst zu sein habe. Und geht man in der Geschichte noch einmal 2500 Jahre weiter zurück, stoßen wir auf den ägyptischen

Baumeister Imhotep, der gleichermaßen Architekt und Arzt gewesen ist. Später – bei den Griechen – war er als Äsculap bekannt und wurde in Theben und Epidauros leider nicht als Architekt, sondern als Arzt zur Ehre der Altäre erhoben.

Heilung und Gesundung setzen logischerweise Zerstörung und Krankheit voraus. Das klingt banal, aber: Das Selbstverständnis eines Kranken, krank und hilfsbedürftig zu sein, ist schon weniger selbstverständlich, und man darf vollends bezweifeln, ob all die zerstörerischen, krank machenden Einflüsse, die von unserer sogenannten Umwelt ausgehen – auch ohne den Extremfall Krieg –, weder von allen Betroffenen noch von allen Verursachern als zerstörerisch und krank machend begriffen werden.

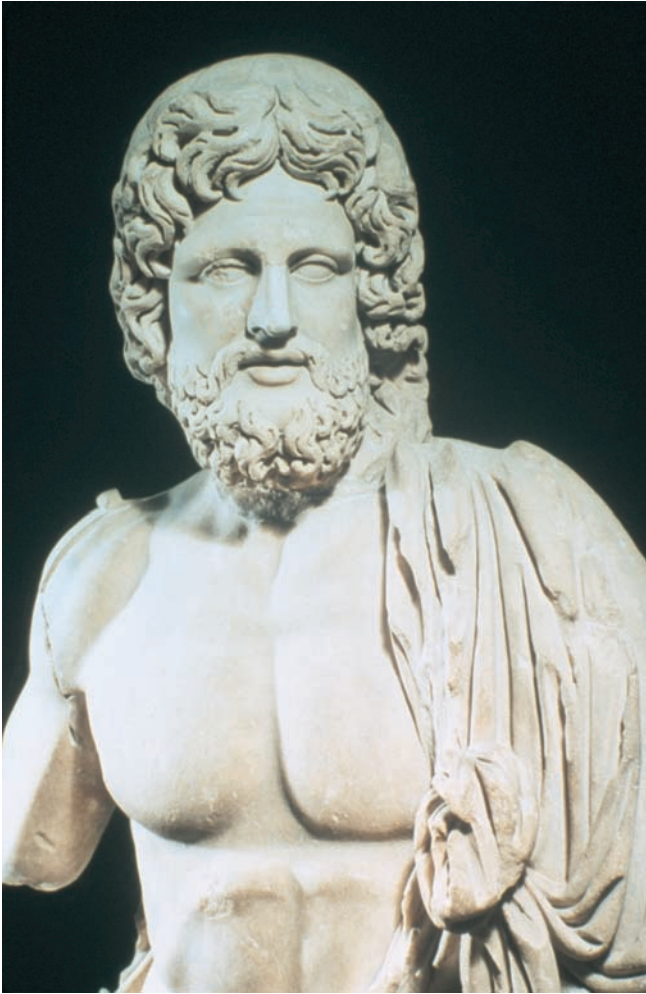
Man muß nicht unbedingt den Maler Heinrich Zille mit seinem Ausspruch bemühen, daß man mit einer Wohnung den Menschen genauso erschlagen könne wie mit einer Axt, um das weite Feld von Störungen bis zu Zerstörungen zu beschreiben, die direkt und indirekt mit Architektur zu tun haben.

Ich will versuchen, mich exemplarisch dem Thema von mehreren Seiten zu nähern. Der ersten Annäherung gebe ich die Überschriften: – »Ideologien als Instrumente der Zerstörung«
– »Heilung aus der Fülle der Armut« (Romano Guardini) und von »der Erhabenheit des Assozialen« (ein Ausdruck von Heinrich Böll)
– eine Feststellung von Hugo Kükelhaus: »Ehrfurcht ist ein Organ des Leibes«.

Exakt in der Zeit, als ich das geschilderte Erlebnis in Kiel hatte, machten dort Architekten Pläne zum Wiederaufbau der Stadt, und zwar auf der Grundlage des »Gesetzes über die Neugestaltung deutscher Städte vom 4. Oktober 1937« mit Kurs auf eine totale Planung, die den totalen Krieg begleitete und unterstützte.

»Das Werk der Zerstörung wird Segen wirken«, erklärte der Stadtplaner Konstanty Gutschow im März 1944 direkt nach einem Großangriff auf Hamburg. Und ergänzte: »Dem allergrößten Teil der baulichen Zerstörung weinen wir keine Träne nach.«

Dazu äußert sich später sein Sohn Nils in einem Artikel mit der Überschrift »Die ersehnte Katastrophe«: »Erstaunlich ist, daß wäh-



Darstellung des Äsculap in Epidauros

rend ringsum erobert und verteidigt, getötet, geraubt, gequält, zerstört wurde, Architekten längst damit befaßt waren, für die Zeit danach zu planen ... es gehört offenbar zum Rausch der Vernichtung, sich diese als Chance der Erneuerung auszumalen und anzueignen.« Hier den Bogen zu schlagen von der »warmen Sanierung« Roms durch Nero (der übrigens auch Architektur studiert hatte) über die Idealstädte von Renaissance und Barock bis zu den hybriden faschi-

stischen Planungen und so weiter würde den Rahmen meiner Rede sprengen.

Für alle diese zerstörerischen Visionen soll Albert Speers *Germaniahalle* in Berlin stehen, geplant im Spreebogen mit dem *Reichstag* als kaum zu erkennendem winzigen Anhängsel. Dieser Wahnsinn ist keineswegs nur Geschichte. Im Kongo plante der Diktator Mobuto eine Kathedrale, größer als der Petersdom, und im Irak sollte die größte Moschee der Welt entstehen, davor ein riesiger See, in dem See eine Insel mit einem Labyrinth, dies wiederum als genaues Abbild des Daumenabdrucks von Saddam Hussein.

Im chinesischen Meer – vor der Küste von Shanghai wird in diesen Tagen eine aus Landmangel motivierte angstmachende Retortenstadt geplant. Es ist aber auch angebracht, die sogenannten »Leitbilder« von Stadtplanern kritisch unter die Lupe zu nehmen. Sie erweisen sich immer dann als zerstörerisch, wenn sie ohne Mitwirkung der Betroffenen umgesetzt werden. Im Extremfall natürlich dann, wenn sie – wie im Ostberlin der Nachkriegszeit – von oben befohlen wurden. Krasse Beispiele sind die sogenannte »Stalinallee« – als Gegenstück zu dem aus heutiger Sicht ebenfalls fragwürdigen Berliner Hansaviertel – und die rigorosen Planungen in Leipzig, gipfelnd in der Zerstörung der Universitätskirche.

Werke der Baukunst haben für mich immer etwas Wesenhaftes, ja Organisches, und so vergleiche ich die mutwillige Zerstörung eines funktionierenden Gebäudes mit einer Hinrichtung.

In Leipzig drängt sich dieser Vergleich genauso wie bei den Schlössern von Berlin und Potsdam in besonderer Weise auf, weil überliefert ist, daß die Sprengung von einer großen schweigenden Menschenmenge verfolgt wurde, die zugleich fasziniert und entsetzt war. In der Erzählung »Der Schulschwänzer« von Heinrich Böll empfindet der junge Mann, daß die ganze große Stadt nur zerstört worden sei, damit die beiden Liebenden sich hier in der Stille küssen konnten. Im Grund nehme ich damit schon das Resümee meiner ganzen Rede vorweg, nämlich daß die eigentlich heilende Kraft – auch in der Arbeit von uns Architekten – nur Liebe sein kann. Liebevoll und aufmerksames Eingehen auf das, was Menschen wirklich brauchen,

Liebe zum eigenen Beruf, Liebe zu Materialien und Farben, vor allem aber auch Liebe zu den uns anvertrauten Erscheinungsformen der Natur. Verliebtsein in das Spiel von Licht und Schatten. Licht ist das billigste Baumaterial, das uns zur Verfügung steht, und nur im virtuosen Umgang mit diesem himmlischen Geschenk kann überhaupt Baukunst entstehen.

In den meisten deutschen Städten lassen sich die Wiederaufbaupläne nach dem Krieg auf Planungen zurückführen, die vom sogenannten »Arbeitsstab für den Wiederaufbau zerbombter Städte« angefertigt wurden. Mitarbeiter dieses Stabes waren dann nach dem Krieg die tonangebenden Stadtplaner, so in Kiel, Düsseldorf, Hamburg, Kassel, Lübeck oder Münster.

Es muß nachdenklich stimmen, daß die von Architekten so hochgehaltenen Begriffe Kontinuität und Konsequenz im Rückblick Motoren eines Zerstörungswerks von ungeheurer Dimension gewesen sind, denn die ideologiedurchtränkten Neuordnungen mit ihren großräumigen Achsen wurden vor allem von Verkehrsplanern dankbar aufgegriffen – mittlerweile nehmen die Flächen für fließenden und ruhenden Verkehr in unseren Städten ein Drittel deren Gesamtfläche in Anspruch.

Solches Denken war dem Architekten *Rudolf Schwarz*, dem nach der Katastrophe die Stadtplanung in Köln angetragen wurde, völlig fremd. Die Arbeit dieses Mannes steht für mich als leuchtendes Beispiel direkt im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben der Stadt. Eine Zerstörung, die man sich totaler kaum vorstellen kann. Wunderbarerweise waren die einzigen nicht zerstörten Bauten die beiden Türme und der schöne alte Chor des Kölner Doms. Allerdings direkt davor zum Rhein hin auch die Türme der Hohenzollernbrücke, ein Erbe der Planung des preußischen Königs, der die Hohenzollernbrücke groteskerweise direkt in der Achse des Kölner Doms angeordnet hatte.

Heute mutet es grotesk an, daß einer der ersten, von der gesamten Bürgerschaft getragenen Akte direkt nach dem Krieg die Sprengung der vier vom Krieg verschonten Türme der Hohenzollernbrücke



Köln 1945 – Foto von Walter Dick

war, geboren aus Haß und – rückblickend muß man kraß sagen: – geschichtsblinder Gleichsetzung von nationalsozialistischer Herrschaft und Preußentum. Dieses brutale Zerstörungswerk ist ein fragwürdiger Beleg für die von Architektur verkörperte symbolische Kraft. Indem man das Symbol vernichtet, meint man den Gegner selbst zu vernichten.



Kölner Philharmonie im Museum Ludwig
zwischen Dom und Rhein

Ein sublimes Beispiel für die Abwehr der Symbolkraft eines Kunstwerks konnte man im Februar dieses Jahres im Gebäude der Vereinten Nationen in New York erleben, als dort während der Diskussion im Sicherheitsrat die Tapiserie Guernica von Picasso mit einer Stoffbahn verhüllt wurde.

Mit der Zerstörung der Twin Towers traf man das Herz der mächtig-

sten Weltmacht, und da es sich um ein Symbol handelt, ist es folgerichtig, wenn auch für viele schwer nachvollziehbar, daß sie an der gleichen Stelle noch strahlender und höher wieder erstehen sollen. Die Kette der Assoziationen ist ohne Ende, und ihr Weiterdenken in die Zukunft wird von unseren Ängsten begleitet.

Wo man in Köln mit dem Zerstörungswerk nach dem Krieg schon am Zuge war, nahm man auch Bauten ins Visier, deren Entstehung schon weiter zurücklag, so die damals verfemten gründerzeitlichen Viertel samt dem noch weitgehend intakten Gehäuse des alten Opernhauses, das der Spitzhacke zum Opfer fiel. Man wollte sich sogar eines Gebäudes von Paul Bonatz entledigen, nur weil es nicht in die zeitgemäße Architekturvorstellung von »neuer Sachlichkeit« und »Moderne« paßte.

Ganz anders Rudolf Schwarz. Statt von »neuer Sachlichkeit« sprach er von der »*neuen Dinglichkeit*« und daß die Stadt aus der »*Fülle der Armut*« neu erstehen müsse. Damit baute er auf dem geistigen Fundament auf, das er bereits in den zwanziger Jahren mit seinem Freund Romano Guardini auf Burg Rothenfels im Quickborner Kreis gelegt hatte. Dieser formulierte damals, daß die Möglichkeiten kühnsten Bauens und die eines bis auf den Grund gehenden Zerstörens im allgemeinen Bewußtsein noch nie so eng verbunden waren wie heute. Rückblickend können wir heute feststellen, daß sich diese Stadtbauphilosophie der Armut und Einfachheit gegenüber den vielen danach propagierten sogenannten Leitbildern als die tragfähigste Grundlage herausgestellt hat.

In ihrem Buch »Rudolf Schwarz, Architekt einer anderen Moderne« schreiben Wolfgang Pehnt und Hilde Strobel:

»Es dürfte kaum eine deutsche Aufbauplanung gegeben haben, die derart bildhaft, aber auch in jedem Sinne meta-physisch begründet war, wie das Schwarz'sche neue Köln.

Für die Domstadt war es das bis heute letzte große ideelle Konzept.«

Rudolf Schwarz griff auf die Ressource zurück, die dem geschundenen Patienten Stadt geblieben war: Den Stadtgrundriß, den er das Gesicht der Stadt nannte.

Dieses in zweitausendjähriger Geschichte entstandene Gesicht ist in besonderer Weise von Kirchen und Klöstern und deren Umfeld geprägt, und genau diese Umfeldler wurden nun unter den ordnenden Händen der Planer zu heilenden Inseln, nicht als museale Erinnerung, sondern als lebendige Wohnviertel. Wer Köln kennt oder besucht hat, wird die heilsame Ruhe nachempfinden können, die heute mitten im lärmerfüllten Getriebe von Verkehr und nervösen Neubauten von diesen Ensembles ausgeht. Die asketische Leere, die durch die Mauern der gleichermaßen in alter und neuer Gestalt wiedererstandenen romanischen Kirchen in das städtische Umfeld hineinwirkt, ist immun gegen den Einbruch der konsumistischen Kulturwelt, die sonst unerbittlich in jedes Vakuum einbricht.

Die Ruine von St. Alban mit dem trauernden Elternpaar von Käthe Kollwitz, im Kontext mit dem wiedererstandenen Gürzenich, ist für mich die bewegendste Erinnerungsstätte von allen vergleichbaren Orten. Hier werden die Feste des Lebens vor den Hintergrund des Todes gestellt. Gleichermäßen getragen von tiefem Ernst und großer Heiterkeit, wirkten hier Bauherren, Architekten und Künstler partnerschaftlich zusammen.

Muß es ein Traum bleiben, wenn ich mir heute etwas von dieser aus Armut geborenen ernsten Heiterkeit auch für unsere Planungskultur wünsche? Zu ergänzen ist allerdings, wenn nicht nur von Kultur, auch nicht nur von Baukultur, die Rede ist, sondern von *Baukunst*. Die Baukunst wiederum ist, um es mit den Worten des Architekten Mies van der Rohe auszudrücken, »in Wahrheit immer der Vollzug geistiger Entscheidungen«. Seine Nationalgalerie in Berlin ist genauso wie Scharouns Philharmonie und Eiermanns Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ein bleibendes Zeugnis für Architektur im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben.

So wichtig wie die Wortverbindungen mit Kultur sind, bevorzuge ich selbst eher die Wortverbindungen mit Kunst, deren schönste Lebenskunst ist. Sie gehen tiefer, berühren das Fundament unseres sozialen Wesens, »Gute Architektur« definiert sich dadurch, daß sie »Baukunst« ist. Heute kommt es vor, daß Architekten, die sich als Baukünstler verstehen, als nützliche Idioten hingestellt werden,



Gedenkstätte St. Alban in Köln

weil – wie man sarkastisch sagt –, sie sich selbst ausbeuten. Sie tun dies aber doch nur aus ihrem Wunsch heraus nach geistiger Durchdringung und Optimierung einer Bauaufgabe, die sie über ihre eigene wirtschaftliche Effizienz stellen.

Ähnlich identitätsstiftend wie nach der Wende der geniale Wiederaufbau des Reichstags durch Norman Foster war im Deutschland

der Nachkriegszeit der Wiederaufbau der Paulskirche in Frankfurt. Dieser Bau erinnert heute nicht nur an die geschichtlichen Ereignisse 1848/49, sondern auch an den gesamtdeutschen Versuch eines gemeinsamen Neubeginns nach dem 2. Weltkrieg.

Die Architekten, unter ihnen Rudolf Schwarz, schrieben:

»Das Erlebnis des Aufstiegs aus dem Dunklen und Drückenden ins Helle und Freie ist stark und wir dachten uns etwas dabei Der Raum wurde mehr Kirche als Festsaal ... und ist von einer solch nüchternen Strenge, daß darin kein unwahres Wort möglich sein sollte.«

Die Haltung die aus diesen Worten spricht, wurde für meine eigene Arbeit Maßstab, als ich mich in Wuppertal-Elberfeld mit einem Ort befaßte, der nicht nur zertrümmert, sondern auch geschändet worden war. Dort entstand mit dem polnischen Bildhauer Zbigniew Oksiuta die »Begegnungsstätte Alte Synagoge« als Erinnerung an die noch vor dem furchtbaren Krieg begonnene Zerstörung des Lebensraumes, der Vitalität und endlich des Lebens der jüdischen Mitbürger.

»*Fragile Konstruktion der Erinnerung*« nennt der Kunsthistoriker Manfred Schneckenburger den urbanen Ort der Begegnung, der keine Synagoge mehr ist. Seit der Fertigstellung 1994 haben sich dort viele, vor allem junge Menschen getroffen, nicht nur zu rituellem Gedenken, sondern wöchentlich, manchmal sogar täglich, um miteinander zu arbeiten, sich zu informieren, nachzudenken, zu reden und Musik zu hören, ihre Arbeiten auszustellen und überhaupt sich unverkrampft und natürlich mit dem Thema zu befassen.

Auch hier sind die Feste des Lebens vor den Hintergrund des Todes gestellt. Die Architektur hat die Aufgabe, ohne falsches Pathos in all dieses einzustimmen, sucht keine heile sakrale Ganzheit, die überwölbt und harmonisiert, sondern demonstriert formal gebändigte Risse und Brüche. Sie steht nicht am Ende von Diskussionen, sondern an deren Anfang, nicht im bequemen Konsens, sondern ist Einstieg in Kontemplation, Auseinandersetzung und Gespräch. Dem Ort selbst gibt sie die Genauigkeit einer geschichtlichen Moment-

aufnahme, die im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben steht.

Für mich war das Wichtigste, daß sich der einzelne Mensch genauso wie eine Gruppe direkt und sinnlich selbst erleben kann, z. B. auch im leeren Raum seinen eigenen Atem hören kann und damit die Resonanz seines Leibes, um in der Gegenwart den richtigen Standort zu finden, um das vergangene Geschehen anzuschauen. Gerade junge Menschen haben ein feines Gespür und reagieren gleichgültig bis aggressiv, wenn Authentizität von Aussage, Gebärden und Ort nicht stimmen, wenn man nicht in der Lage ist, auch einmal eine Frage im Raum stehen zu lassen, die hinter all dem Geschehen steht, die Frage: *Warum?*

Manchmal kommt mir der Gedanke, es sind nicht so sehr Werke der bildenden Kunst und der Architektur, die den Zukünftigen ans Herz greifen werden, ja vielleicht noch nicht einmal das Eingangstor in Auschwitz, als vielmehr die Werke der Dichtung und Musik. Wie die 13. Symphonie von Dimitrij Schostakowitsch, die in ergreifender Weise das Gedicht von Jewtuschenkow vertont, welches mit den Worten beginnt:

»Es steht kein Denkmal über BABY JAR.«

Oder der Klang der Glocken in den toten Häusern von Chatyn in Weißrußland.

Warum?

Im Angesicht von Tod und Zerstörung muß jeder Versuch einer schnellen Antwort auf diese Frage, die am Ursprung aller Religion steht, unbefriedigend bleiben, nachdem – wie Habermas es ausdrückt – mit der Säkularisation die Religion als eine der Hauptstützen der Gesellschaft weggebrochen ist. An diesem Punkt liegt nicht nur der Ursprung der Religionen, sondern auch der Anfang von Architektur. Vor hundert Jahren hat der große Architekt Adolf Loos es so ausgedrückt:

»Wenn wir im Walde einen Hügel finden, 6 Schuh lang und 3 Schuh breit mit der Schaufel pyramidenförmig aufgerichtet, dann werden wir ernst und da sagt etwas in uns: Hier liegt jemand begraben. Das ist Architektur !«

In den Urzeiten der Menschen werden solche Architekturen Wahrzeichen gewesen sein, zu denen die Lebenden von Zeit zu Zeit zurückkehrten – inmitten der ziellosen Wanderschaft des vorgeschichtlichen Menschen waren die Toten die ersten, die dauerhaft Wohnung fanden!

Die für Bestattungen im dichten Wald geschlagenen Lichtungen wurden als leerer Raum zur Architektur der ersten Heiligtümer, so wie es noch heute, Tausende Jahre nach ihrer Entstehung, die Lichtungen im japanischen ISE sind, bei deren Anblick jeder verstummt, auch wenn er nicht der Shintu-Religion angehört.

»*Ehrfurcht ist ein Organ des Leibes*, das nach Betätigung drängt.« Dieses Organ ist es, das angesprochen wird, wenn wir im heiligen Hain von ISE sind, wenn wir eine Kathedrale oder Moschee betreten, wenn wir vor einem Grab stehen oder an einem authentischen Ort der Erinnerung. Der leere Raum mit seiner unmittelbaren architektonischen Wirkung auf das uns angeborene Ehrfurchtsorgan wurde zu einem der grundlegenden Archetypen des Bauens. Darin liegt für mich auch das Geheimnis der Empfindungen, die das Jüdische Museum in Berlin in uns erzeugt.

Eine weitere Grundform am Übergang vom Leben zum Tod und zum erhofften Überleben, dürfte die *Aufrichtung* sein, die in allen Epochen der Menschheit bis heute nachweisbar ist. Nicht zuletzt leitet sich die imposante Erscheinung der Hochhäuser von der Zugehörigkeit zu dieser elementaren Gattung der Urformen ab, und es ist aufschlußreich, wenn ein Bericht über das Hochhaus der Frankfurter Messe unter der Überschrift »*Der leuchtende Grabstein*« stand.

Das Lächeln über diese Polemik muß jedem gefrieren, der sich am sogenannten Ground Zero den dort geplanten noch größeren, noch höheren und noch imposanteren, himmelstürmenden Hochhauskomplex vorstellt, preisgekröntes Projekt von Daniel Libeskind.

Bereits 1930 malte der Russe Alexander Rodtschenko den Angriff auf ein Hochhaus aus der Luft und nannte es »Der Krieg der Zukunft«. Ich wünsche mir, daß die für das Projekt Verantwortlichen bedenken, daß an dieser Stelle lange Zeit syrische Einwanderer gelebt haben, deren Häuser durch den Bau des ersten World Trade Center verdrängt worden waren.

Damit bin ich bei einer weiteren Annäherung an mein Thema: Ich stelle sie unter 4 Thesen:

1. In unseren Städten ist der Schock zum Dauerzustand geworden (Walter Benjamin) und
2. Der Mensch braucht Heimat.
3. Heilung durch Identität und Ortsbezug.
4. Entwerfen und Bauen als heilender sozialer Prozeß.

In dem Werk von Gottfried Benn gibt es eine Zeile mit den Worten »*Entstanden, nicht gemacht*«. *Entstanden* ist das, was Jean Gebser den »*Einbruch der Zeit in den Raum*« genannt hat. *Entstanden* ist die totale Veränderung des noch bis vor 150 Jahren bestehenden Zeitkontinuums, das Phänomen der körperlosen mit Lichtgeschwindigkeit arbeitenden künstlichen Intelligenz und der atemberaubenden Beschleunigung aller Vorgänge, die unter anderem uns Architekten die lange gewohnten Handwerkszeuge aus der Hand geschlagen haben. Für all das tragen wir Nachgeborenen direkt keine Verantwortung, wir müssen es als Teil der menschlichen Evolution sehen, und es wäre auch verfehlt, sich der Fortschritte zu schämen.

Was aber ist gemacht? Wofür tragen wir Verantwortung, weil wir es wider besseres Wissen zulassen? Wo wir es versäumen außer der perfekten Steuerung auch die *Steuerung der Steuerung* zu lernen? Wo Veränderung nicht nur als Zerstörung empfunden wird, sondern auch tatsächlich zerstörend ist.

Am 5. Juli 1972 nachmittags um 15:32 wurde in St. Louis in den USA eine Hochhaussiedlung gesprengt. Der Architekturtheoretiker Charles Jencks machte minutengenau an diesem Datum den Tod der



Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal-Elberfeld

Moderne fest. Es handelte sich um eine zuvor preisgekrönte Architektur, aber Investoren und Architekten hatten offensichtlich total am Menschen vorbei geplant. Diese Sprengung verdeutlicht in brutaler Weise, daß Menschen physisch und psychisch nicht in getrennten Welten wohnen.

Mitte der sechziger Jahre erschien Jane Jacobs' Buch »Tod und Leben großer amerikanischer Städte«, gleichzeitig mit dem Buch des Ehepaars Mitscherlich »Die Unwirtlichkeit unserer Städte«. Seitdem wissen wir um die Bedeutung der Balance von Öffentlichkeit und Privatheit, von Stadt und Landschaft, von Innenraum und Außenraum, von der Bedeutung des »Dazwischen«, der osmotischen Grenze zwischen Individuum und Kollektiv.

Das Ideal der »autogerechten Stadt« verschwand vom Tisch. Der motorisierte Verkehr, bis dahin Fetisch der Freiheit, wurde als das bezeichnet, was er ist: eine Geißel, eine Vivisektion mit inzwischen 800.000 Verkehrstoten allein in Westdeutschland seit Kriegsende.

Der vom Verkehr erzeugte Lärm nimmt Jahr für Jahr ständig zu – ein Großangriff auf unsere Sinne und unseren Organismus.

Es gibt aber auch heilsame Schocks. Der kollektive Schock über die barbarischen Eingriffe der Nachkriegsgeneration in das Gefüge von Stadt und Landschaft führte zu einer rasanten Aufwertung der Denkmalpflege und des Landschaftsschutzes. Die Leistungen auf diesem Gebiet in beiden Teilen Deutschlands vor allem nach der Wende können nicht hoch genug gewürdigt werden, vor allem weil sie nicht nur von der öffentlichen Hand und den Kirchen, sondern in vielen Fällen auch von einem breitangelegten bürgerlichen Engagement getragen sind, also im Konsens von Fachleuten und Betroffenen. Wenn die Erhaltung wertvoller Bausubstanz situationsbezogen ist, in Verbindung mit lebendiger und zukunftsbezogener Nutzung, verdient sie den Namen Sanierung zu Recht. Kritisch wird es allerdings, wenn versucht wird, Totes wieder zum Leben zu erwecken, wo sich die gleiche unangenehme Empfindung einstellt, die man hat, wenn ein Leichnam lebensnah geschminkt und hergerichtet wird. Da ist dann auch die Gefahr des Rückfalls in Traditionalismen und Nostalgie nicht fern, gipfelnd in einer maskenhaften Zitatenschwemme der sogenannten Postmoderne, die nach der Wende auch den Osten unseres Landes überschwemmte und inzwischen in Moskau ange-
langt ist.

Wer solche architektonischen Verirrungen belächelt, sollte wissen, daß sie der Angst vor anonymen Strukturen entspringen und dem tiefen, elementaren Wunsch des Menschen, vor allem von Kindern, nach Identifikation und Orientierung. Der Mensch braucht Heimat, und er macht dieses Gefühl oft an ganz unerwarteten Dingen fest, bis hin zu Trivialem und Kitschigem, das dem moralischen Verdikt von überheblichen Architekten nicht zum Opfer fallen darf – denn es entspringt der Sehnsucht nach Identität und nach Heimat.

In einer Diskussion hörte ich neulich den Satz:

»Wenn Sie durch das Land fahren und sehen ein besonders häßliches Gebäude, dann ist es mit Sicherheit eine Schule.«

Eine Feststellung, die nicht gut ist für das Image der Architekten, besonders schlecht für die Auftraggeber dieser Architekten, aber miserabel für die Kinder, die in diesen Schulen lernen und gemäß allgemeiner Auffassung für ihre Umwelt sensibilisiert werden sollen. Dabei ist erwiesen, daß sich Kinder immer dann mit ihrer Umgebung identifizieren, sie also nicht zerstören, sondern sogar pflegen, wenn sie an der Gestaltung dieser Umgebung in irgendeiner Weise beteiligt gewesen sind, und ich empfinde es als Skandal, daß diese doch weitverbreitete Erkenntnis landauf, landab ignoriert wird. Statt in den Händen von Architekten ist der Bau und die Unterhaltung von Schulen fast in allen Kommunen in der Zuständigkeit eines sogenannten Amtes für Immobilienwirtschaft gelandet.

Hier steuernd einzugreifen, meinetwegen mit einem beherzten Schritt zurück in bewährte Strukturen, wäre etwas für die neu in Gang gesetzte Initiative für Baukultur des Bundes. Ich denke da an die bewährte Architekten-Wettbewerbskultur und z. B. die segensreiche Bauherren-Tätigkeit der Hochbauämter in Baden-Württemberg. Wenn man erkennt, daß ein Weg zerstörerisch ist, und ein solcher ist der aktuelle Trend der Privatisierung von öffentlichen Bauaufgaben ohne unabhängige Architekten, dann ist jeder Schritt zurück ein Fortschritt.

Alle Räume, in denen Menschen leben, lernen, ja auch in denen sie arbeiten und sich fortbewegen, hängen in irgendeiner Weise mit dem übergeordneten Aspekt Wohnen zusammen.

Der große Städtebauer *Fritz Schumacher* nannte den Wohnungsbau den *Leib* der Stadt, und Alvar Aalto sprach gar vom »*Mysterium Wohnen*«. Eine Karikatur ist immer ein gutes Mittel, ein komplexes Problem auf den Punkt zu bringen:

Vor 10 Jahren zeichnete ich den Entwurf einer Hundehüttensiedlung für Snoopy, der jetzt im Museum of Modern Art in Montreal zu besichtigen ist. Man hat sich angewöhnt, beim Tierschutz von »artgerechter Haltung« zu sprechen. Bezogen auf die Menschenrechte fände ich es angebracht, von »artgerechtem Wohnen« zu sprechen. Der Hund träumt: »Snoopy's Doghouse Incorporated is working for me.« Er träumt davon, sein Geld im Schlaf zu verdienen. Dieser



Entwicklungsprojekt CAMPOY in Lima /Peru.

Traum ist für viele Investoren und Global Players die reine Wirklichkeit. Die Kriterien, welche von guten Architekten an das Thema Wohnungsbau gelegt werden, sind für die meisten Investoren viel zu differenziert, für sie gilt nach wie vor: »Länge × Breite × Geld.« Aber der Bau von Wohnungen ist nun einmal von Natur aus differenziert und der Entwurf einer guten Wohnung die anspruchvollste Aufgabe, die es überhaupt für einen Architekten gibt. In der Zeit des computergestützten Design sollte in der Architektur die Trennung zwischen Entwerfen und Planen deutlicher gesehen werden. Beides: Entwurf und Durchplanung sind jedes für sich von großer Bedeutung, jedoch verschiebt sich das Gewicht zunehmend in Richtung technisch perfekter Durchplanung zu Lasten der Konzeptionsphase. Ich habe immer ein tiefes Mißtrauen, wenn man meint, die erste Idee – wie man gern sagt – konsequent umsetzen zu müssen, anstatt sich auf einen Prozeß mit allen Beteiligten, also auch den Nutzern einzulassen, der doch erst zu einer stimmigen Gestalt führen kann.

Diese Eil-Fertigkeit verglich der unvergessene polnische Philosoph Jerzy Lec mit einer »Nadel, die keinen Faden hinter sich herzieht«. Das Entwerfen von Architektur ist zunächst einmal eine geistige Leistung, die natürlich mit Geld zu tun hat, aber in dem Sinne, wie Mies van der Rohe es meinte, als er sagte: »Architektur? – Architektur bekommt der Bauherr von mir sowieso geschenkt.«

Die letzte Annäherung fasse ich in folgenden Thesen zusammen:

1. Wir können überleben, wenn wir von der Natur lernen, und wir lernen von der Natur, indem wir ihr gehorchen.
2. Ökologisches Bauen kann nur zu einem lebenswerten Überleben aller Menschen führen, wenn es gepaart ist mit organologischem Bewußtsein.

Von der Natur lernen heißt zunächst einmal: unsere eigene Natur ernst nehmen. In jedes Haus, jede Wohnung, jeden Garten, jede Schule, jede Siedlung gehören Räume, deren Details unsere Sinne ansprechen, Räume mit spiritueller Ausstrahlung – ohne den Zwang zum Konsum, Spielräume, die gleichzeitig erkennen lassen, daß der Mensch ein sinnliches und spirituelles Wesen hat.

In diesem Punkt können wir von den Menschen sogenannter unterentwickelter Länder lernen – als Gegengewicht zur Zerstörung nicht die Fülle unseres Wohlstandes, sondern die Fülle der Armut.

»Arme Architektur« in dem Sinne, wie Theaterleute vom »armen Theater« sprechen und damit nicht das Ausbleiben von Subventionen meinen, sondern die Chance, alles Überflüssige wegzulassen und zum Kern der Dinge vorzustoßen – in Verbindung mit einem Begriff und einem Wort, das über allem und in allem wirkt. Dieses Wort heißt »Maß«, das rechte Maß mit allen Bedeutungs- und Beziehungsebenen, die überhaupt denkbar sind.

»Wir leben auf dem Raumschiff Erde, machen unsere 67.000 Meilen pro Stunde um die Sonne ohne jeden Lärm und ohne Erschütterung«, antwortete Buckminster Fuller auf die Frage eines Studenten, der wissen wollte, wie man sich an Bord eines Raumschiffes fühle. Goethe nannte unsere Erde poetischer: »Gestirn, ohne Rast, doch ohne Hast.«

Heute ist auch Architektur auf dem Weg, »virtuell« zu werden. Mit ihrer Entsprechung zu den mit Lichtgeschwindigkeit ablaufenden Vorgängen an den Milliarden Bildschirmen und Displays schafft sie in Zeitraffer die materielle Wirklichkeit, in der wir uns zwangsläufig sinnlich, leibhaftig bewegen – weil wir einen Körper und Organe haben und einen Körperrhythmus, der ziemlich sicher heute noch der gleiche ist wie in der Steinzeit.

Abschließen möchte ich mit dem Hinweis auf drei konkrete Projekte, die mein eigenes Engagement herausgefordert haben und die jedes für sich in besonderer Weise im Brennpunkt meines Themas stehen:

– Das erste ist die Überlebensstation Gulliver in Köln, die wir als Folge der Vertreibung der Obdachlosen aus dem umstrukturierten Hauptbahnhof in den Brückenbögen der Hohenzollernbrücke unterbrachten. Eine Initiative der Kölner Arbeitslosenzentrale, die sich stolz »sozialarbeiterfreie Zone« nennt, von der ich hoffe, daß sie auch in anderen Großstädten Schule machen wird.

– Das zweite ist ein Entwicklungsprojekt in den Slums von Lima in Peru. Hier gab und gibt es aus europäischer Sicht praktisch keine Perspektive, wir können nur nach 20 Jahren Arbeit rückblickend feststellen, daß wunderbarerweise etwas bewegt wurde.

Das Geheimnis liegt wahrscheinlich darin begründet, daß man sich nicht zuviel vornahm, Entwicklung wörtlich nahm und buchstäblich an der Entwicklung eines konkreten Menschen anknüpfte, wo er geboren wurde.

Zur Zeit wird in diesem Areal der erste größere Versammlungsraum gebaut, bei dessen Entwurf für mich das Hauptkriterium war, daß alles von den Menschen dort selbst erstellt werden kann. Es steht zu bezweifeln, daß dieses Gebäude den hier gängigen Maßstäben für Architektur genügt, aber es ist in der Lage, Identität zu fördern, ist situationsbezogen und kulturell und symbolisch ausdrucksvoll.

Gemessen an diesen Kriterien sind die Gebäude, die dort entstanden sind und jetzt entstehen, auch Architektur.

– Das dritte ist eine Vision für die Wüste Atacama in Chile, die ich

auf der Grundlage des Sonnenauftriebskraftwerks von Prof. Jörg Schlaich dort entwickelt habe.

Es ist nicht nur ein technisches Projekt zur Gewinnung von Sonnenenergie, sondern auf dieser technischen Grundlage die Idee eines wirtschaftlich und sozial stimmigen Gemeinwesens. Mit Anspielung auf die »ville radieuse« von Le Corbusier nenne ich sie »la nueva ciudad solar«. Diese Idee ist alles andere als utopisch, sie entspringt dem Wunsch nach Gerechtigkeit in dieser Welt, nach Aufhebung des Ungleichgewichts zwischen den Global Players und den Ausgebeuteten.

Die Natur ist verschwenderisch mit ihren Samen für die Fortpflanzung. Die vergleiche ich mit unseren Ideen, und wir sollten sie verschwenderisch und im Überfluß haben. Im konkreten Planen und Bauen – nach der Konzeption – sollen wir uns aber die Natur zum Vorbild nehmen und genauso logisch und sparsam sein wie sie.

Ökologie und ökologisches Bauen ist nur dann tragfähig, wenn es mit dem in Verbindung gebracht wird, was ich Organlogik nennen möchte, und zwar angeregt von dem, was Goethe in seinem letzten Brief an Wilhelm von Humboldt geschrieben hat und was ich als ein Vermächtnis empfinde, wenn er schreibt, daß wir uns durch unsere Organe belehren lassen sollen.

Dies ergänze ich mit einem Gedanken von Leonardo Boff, dem Begründer der »Theologie der Befreiung«:

Wir brauchen eine sozialorientierte Ökologie. Um eine solche Vision zu verwirklichen, müssen wir der Spiritualität Raum geben. Als Architekt nehme ich das ganz wörtlich und schließe mit Boffs Worten:

»Das Heimweh nach Morgen hat noch kein Ziel, es ist aber produktiver als das Heimweh nach Gestern.«

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

LORD NORMAN FOSTER, BRONISLAW GEREMEK,
RICHARD SERRA

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 2. Juni 2003

DANI KARAVAN sprach die Laudatio auf LORD NORMAN FOSTER:

Esteemed Ladies and Gentlemen,

I can start my laudation of Lord Norman Foster from many different places. I could mention the various titles and awards his work has earned. I could cite the countries and cities where buildings he designed have been built. I could tell his life story or his attempts to improve the environment and people's lives.

About two weeks ago, I crossed the bridge over the river Thames, on my way to meet him. First I met Lady Elena Foster, and saw the fascinating artistic project she is producing with internationally acclaimed artists. Then I met Norman in his office in the building he designed overlooking the Thames. A very large office, full of light, with long rows of desks occupied by architects, engineers, project managers and secretaries. At the very end, by the last desk, I saw Norman working and next to him, his secretary, not apart, but one among many.

Lord Norman Foster, superstar, recipient of the most important architecture awards, creator of buildings that have become cultural icons of the 20th and 21st centuries. Here he works, just like everybody else.

My wife Hava, who was there with me, was as impressed with the openness and democracy in evidence. Norman said: »Here, architectural hierarchy reigns.« Yet it didn't seem to exist there.

Architectural creation cannot exist without hierarchy, and yet it also cannot exist without a democracy of cooperation. These are some of the paradoxes that make up architectural creation – a union of opposites producing a synthesis. Norman, in his work, personifies this union in his own wonderful way.

He was born in Manchester, an industrial city not yet aware of the pollution it creates. From there he left for the United States as a scholarship student. Here, in Berlin, there is no need to retrace his steps, because here, in Berlin, everybody knows who Norman Foster is. John F. Kennedy, when visiting Berlin, said »Ich bin ein Berliner.« Foster doesn't have to say the same. He *is* a Berliner, if only for the Reichstag's transparent dome.

Foster has succeeded in turning a depressing, classicist-style building, in a city that symbolized the tyranny of evil and one of the worst tragedies mankind has ever known, into a modern, contemporary building, which symbolizes the new democracy and openness, without destroying the old and without erasing the memory of the past. Fifty years after the war a British architect was commissioned to design one of the most important buildings in the German Capital. I have a dream that one day a Palestinian architect will be commissioned to design an important building in the Israeli capital and an Israeli architect will be commissioned to design an important building in the Palestinian Capital.

The Renaissance defined architecture as the mother of all arts. Arnolfo Di Cambio, Florence's first urbanist who designed the Terra Nova, the Palazzo Vecchio and the Santa Maria Degli Fiori, the cathedral of Florence, was wise enough to leave a large opening in the cathedral's roof for those who would know how to build the

dome – for Brunelleschi. Arnolfo Di Cambio was also a great sculptor, who crossed the line between the Romanesque and Renaissance styles.

He wasn't the only one, so were painters and sculptors such as Giotto, who built the Campanile by the cathedral, Andrea Orcania, who built the Loggia in the Piazza della Signoria, Michelangelo, Leonardo, Raphael, Giulio Romano, all the way to Le Courbusier, Mies van der Rohe, Mendelssohn, Louis Kahn and others.

Architecture is art. It is a creation born of the union of opposites in a wonderful synthesis. This is its uniqueness. First and foremost, human life depends on it. Architecture creates a place for man, a refuge, a shelter. It serves man's day-to-day needs and creates a tapestry of social life. Some regimes have used architecture to reinforce their control over man; others have used it in order to improve man's quality of life.

All art is created within the architectural creation, under its wings. In this sense, it is like no other form of art.

The moment the aesthetic emerges out of the functional, architecture becomes art, and sometimes great art. Like sculpture, painting, poetry, music and literature, which aren't functional, which could be seen as non-essential for people's survival in the physical sense, though not in the spiritual one.

Not all architects can create this synthesis out of the complex opposites that make up architectural creation, just as not all sculptors, painters or musicians can reach the highest spheres of true art. Norman Foster is an architect-artist who creates this very difficult synthesis. Despite all commitments, he creates a unity. He creates culture, art. He creates a place for man.

I could analyze his urban planning in Duisburg, the laboratory building in Stanford University in San Francisco, the underground entrances in Bilbao, the street furnishings in Valencia, the bank and airport in Hong Kong, the new building for the London Municipality, the British Museum Court or the Thames Millennium Bridge.

I have experienced all of these, both physically and spiritually. Foster's architectural creations can only be experienced in this way. This

is the only way to understand the spaces he creates, his commitment to man, to human scale, and to man's physical and spiritual needs. All of his works display his commitment to the environment, to its past, present and future.

A deep look into his creations and ideas leads to the conclusion that it all comes from his belief in man and in the world in which we live, and from this desire and duty to serve them, humbly and simply. He is there as an architect and at the same time, he makes his presence invisible in a society that doesn't know, or doesn't want to know, that it might destroy itself and the world in which it lives.

This time, I came to his office by the Thames to discuss a project that I had asked him to lead – designing the Walter Benjamin house in the border town of Port Bou, between Spain and France. A modest, small and nostalgic project, in the old, abandoned town hall in this dying town, which hopes to be given a new lease of life by Norman Foster.

Despite his international commitments, he agreed to take on this small project, near the cemetery, which holds the unmarked grave of the Jewish philosopher who tried to escape the Nazis, and near the homage I created in his honor.

In the plans he showed us, Norman created the first and fascinatingly simple lines, that turn the house into a place that enables all the necessary functions, without destroying its uniqueness, and at the same time turning it into a contemporary architectural creation.

There, at the end of his office, beyond the desks and the employees at their computers, he received us – a modest man who continues the wonderful tradition of architects who were great not only as architects, but also as artists and as human beings.

Congratulations Lord Norman Foster, for joining the Orden Pour le mérite, and thank you for bringing with you your wife, Lady Elena Foster.

LORD NORMAN FOSTER dankte mit folgenden Worten:

It is always a delight to return to Berlin, a city where I truly feel at home, and where we are always received with such warmth.

I would like to express my gratitude to Dani for his kind introduction and the Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste for bestowing on me this prestigious award.

It is a great honour and I am deeply touched by your generosity. It is a great privilege to join the ranks of your distinguished order.

Thank you.

HORST FUHRMANN sprach die Laudatio auf BRONISLAW GEREMEK:

Herr Bundespräsident, werter Frau Ministerin,
verehrte Festversammlung!

Als 1998 der ungarische Staatspräsident Arpad Göncz bei der Überreichung des Aachener Karlspreises an den polnischen Außenminister Bronislaw Geremek die Laudatio hielt, sprach er den Satz, es sei natürlich, daß jemand im Alter von 66 Jahren »seine Laufbahn im öffentlichen Leben nicht mit der Politik begonnen« habe. Und darin liegt mein Problem. Als Mittelalter-Historiker bin ich eigentlich nur für den Beginn der »Laufbahn« Bronislaw Geremeks zuständig, für seine Leistungen als Mediävist und Historiker.

Freilich, sein Leben selbst ist ein Stück europäischer Geschichte, erlittener Geschichte; in Kindheit und früher Jugend Angst und Leid, später Beengung und Unterdrückung mit wenigen Freiräumen bei Forschungsaufenthalten im Ausland, schließlich selbst Gestalter auf schmalem Grat. Bronislaw Geremek als Sohn jüdischer Eltern 1932 in Warschau geboren, »seiner« Stadt, wie er sie gern nennt, entkam knapp der Ghettovernichtung 1943; sein christlicher Adoptivvater hatte ihn und seine Mutter kurz vor dem Aufstand herausholen können. Der leibliche Vater kam in Auschwitz um; sein Name steht in den Vernichtungsregistern: »das ist die einzige Nachricht über den Vater, die der Sohn besitzt«, sagte Geremek in seiner Gedenkrede zur

Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus im Deutschen Bundestag im Januar 2002. Sein Eintritt in die kommunistische »Polnische Vereinigte Arbeiterpartei« als 18jähriger war zugleich ein Bekenntnis zum Marxismus als einziger wirksamer Alternative zum Faschismus, Absage zugleich an einen isolierenden Nationalismus.

Nach Studienabschluß wurde Geremek 1955 mit einer Dissertation promoviert, die thematisch fern von seinem späteren Betätigungsfeld liegt: die Arbeit galt dem Staat des Deutschen Ordens. Frei von jedem Chauvinismus, der damals in Polen gerade in Blüte stand, stellte sich ihm der Ordensstaat als eine Art »Modernisierungsdiktatur« dar, dem deshalb 1525 der Übergang zu einem funktionierenden weltlichen Fürstentum gelang. Es war deshalb für Geremek ein groteskes Erlebnis, als er 1981 bei seiner Inhaftierung nach Einführung des Kriegsrechts an einem Plakat vorbeitransportiert wurde, auf dem Konrad Adenauer als deutscher Ordensritter dargestellt war, zusammen mit einem »Stammbaum« von Verrätern, unter denen sich auch Geremeks Name befand.

Aber nicht der Ordensstaat und nicht zentral die polnische Geschichte – obwohl er sich wiederholt zur Rolle Polens im europäischen historischen Rahmen geäußert hat – wurden Leitthemen seiner Forschung, sondern die europäische Sozialgeschichte des 13. bis zum 17. Jahrhundert und hier mit dem Schwerpunkt auf den gesellschaftlichen Randgruppen: den Armen hauptsächlich, aber auch den Bettlern, den Vagabunden, den Dieben, vornehmlich im französisch-italienischen Raum. Es ist die Welt des François Villon († nach 1465). Die Beobachtungen sind so dicht und reichhaltig, daß italienische Kollegen sein Werk unter dem Titel »La stirpe di Caino« – Das Geschlecht des Kain – (1988) erschlossen haben.

Seine Schulung empfing Geremek bevorzugt in Frankreich beim großen Fernand Braudel und im freundschaftlichen Umgang mit Georges Duby und dem ihm an Lebensjahren näher stehenden Jacques Le Goff, dem er eine hinreißende Würdigung über dessen Wort vom »Historiker als Menschenfresser« geschrieben hat. Es ist der Kreis der »Annales«, der ihn in seiner klaren und suggestiven Systematik einnahm. Von 1962 bis 1965 stand er dem »Zentrum der

polnischen Kultur« in Paris vor und lehrte als Gastlektor an der Sorbonne die Geschichte Polens. Mitte der 60er Jahre übernahm er die Leitung der Forschungsabteilung für mittelalterliche Kulturgeschichte des Historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften in Warschau, ohne ausländische Forschungsaufenthalte aufgeben zu müssen. 1977/78 konnte er mit einem Stipendium am Woodrow Wilson International Centre in Washington arbeiten.

Sein politisches Damaskus erlebte Geremek 1968, als mit dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei die totalitären Züge des kommunistischen Sozialismus durchbrachen und zeitgleich eine gehässige Antisemitismus-Kampagne nationalistischer Kreise einsetzte. Geremek gab sein Parteibuch zurück und näherte sich in den nächsten Jahren den politischen Dissidenten.

Im August 1980 überbrachte er, zusammen mit dem eng der katholischen Kirche verbundenen Tadeusz Mazowiecki, der wie er in der im Untergrund wirkenden »fliegenden Universität« der oppositionellen »Gesellschaft für akademische Kurse« tätig war, den streikenden Werftarbeitern in Danzig eine Solidaritätsadresse Warschauer Intellektueller. Lech Wałęsa, die Symbolfigur des Danziger Aufstandes, bat ihn, dem Beraterkreis der unabhängigen Solidaritätsbewegung (Solidarność) beizutreten; Geremek wurde zum engen Berater Wałęsas und begleitete ihn auf dessen Auslandsreisen. Nach dem Militärputsch im Dezember 1981 wurde er sofort inhaftiert – anstelle Wałęsas, so war die öffentliche Meinung, an den man sich nicht heranwagte. Nach einjähriger Internierung kam er frei, um wenig später vorübergehend abermals festgenommen zu werden. Internationale Historikerproteste mögen an der Freilassung mitgewirkt haben, und vielleicht sind im Saale einige jener Kollegen, die damals eine Adresse deutscher Historiker an Polens Regierung richteten; jedenfalls hat die Freie Universität Berlin in späteren Jahren, als die Wasser der Gefährdung verlaufen waren, ihre Solidarität sichtbar gemacht, indem sie Geremek zum Ehrendoktor promovierte. Geremek, dem jeder Dogmatismus fremd ist, war im Solidarność-Kreis derjenige, der mildernd auf die Staatspartei zulenkte und im Februar 1989 am runden Tisch zusammen mit Lech Wałęsa und Tadeusz Mazowiecki Platz nahm.

Der hier ausgehandelte »Gesellschaftsvertrag« (so der Ausdruck) brachte die Wende. Bei der ersten ungehinderten Wahl fielen alle frei wählbaren Sitze (35%) an die Solidarność. Bei den Parlamentswahlen der nächsten Jahre kam es zu ständigen Veränderungen der Parteienlandschaft mit ihren vielen kleinen Gruppen, zugleich zu einem Ringen mit den Postkommunisten und mit der europaskeptischen Bauernpartei. Auf verschiedenen Posten, aber stets an zentraler Stelle war Geremek außenpolitischer Sprecher und Kurshalter, der die von Rußland abgelehnte Osterweiterung der Nato als »wirksamste Form der Stabilisierung Europas und die Einbindung Polens in die Europäische Union als im Interesse ganz Europas liegend« bezeichnete. Von 1997 bis 2000 bekleidete Geremek das Amt des polnischen Außenministers; in dieser Zeit, 1999, wurde Polen in die Nato aufgenommen, zugleich seine Position bei der Einreihung der nächsten EU-Kandidaten verbessert. Die mit dem Amt verbundene Belastung hinderte Sie nicht, verehrter Herr Geremek, 1999 Ihre souveräne Rede in der Frankfurter Paulskirche auf den Träger des »Friedenspreises des Deutschen Buchhandels« Fritz Stern zu halten, dem Sie hier im Orden begegnen werden.

Dies lenkt zurück zur Frage der Profession, Politiker und Historiker. Buchhalterisch werden die Ordensmitglieder eingeteilt: Hinter dem Namen steht eine Berufsbezeichnung, und wenn Sie sich, verehrter Herr Geremek, für eine Gruppe entscheiden müßten, so stelle ich Ihnen als ihre *fratelli in Ordine* bei den Politikern Bismarck und Metternich vor, während Sie sich bei den Historikern zum Beispiel Macaulay, Ranke, Mommsen, Carlyle und unseren Fachkollegen Leopold Delisle, Theodor von Sickel, Georg Waitz zugesellten. Auch der Historiker François Guizot († 1874), zeitweilig Innen- und Unterrichtsminister, Professor an der Sorbonne und Verfasser einer großen Darstellung der englischen Revolution, ist hier eingeordnet, ebenso der Machiavelli-Forscher Pasquale Villari († 1917), der als Kultusminister diente. Willkommen in unserem Kreise.

Serdecznie witamy, europejski Kolego!

BRONISLAW GEREMEK dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

Ich danke von ganzem Herzen meinem teuren Kollegen Herrn Horst Fuhrmann für die schöne und rührende Rede. Ich will unterstreichen, daß mein Begreifen der Vergangenheit durch die französische Schule »Annales« geformt wurde, Monumenta Germaniae Historica waren für mich dagegen Schule der mittelalterlichen Methode. Mit meinen historischen Arbeiten wollte ich »das Recht auf Geschichte« den Menschen geben, die es nicht gehabt hatten: den armen, ausgeschlossenen Leuten am Rande der Gesellschaft. Ich bin durch die Verbindung von Geschichte und Politik zu der Überzeugung geführt worden, daß die Geschichte *magistra vitae* sein kann. Die Geschichte soll Völker nicht trennen, sondern sie verbinden, auch wenn sie schmerzhaft ist: die Grundlage zur Versöhnung ist doch die Wahrheit. So geschah es in den Beziehungen zwischen Polen und Deutschland. Die Geschichte dient jetzt der Vereinigung Europas, sie zeigt mittelalterliche und neugeschichtliche Quellen der europäischen Einheit, verleiht die geistige Dimension dem Prozeß der europäischen Integration. Die Geschichte des Ordens »*Pour le mérite*« ist auch eine Sonderlektion. Ich denke dabei sowohl an die Intention des Schöpfers und die Reihe seiner hervorragenden Mitglieder als auch an den Haß, den er seitens des Nationalsozialismus erlebt hat – dies sind eben Zeugnisse der Kraft und Größe dieses Ordens. Nehmen Sie bitte meinen Ausdruck der Dankbarkeit dafür, daß Sie mich in den Kreis seiner Mitglieder aufgenommen haben.

BERNARD ANDREAE sprach die Laudatio auf RICHARD SERRA

Wenn das Stürzende das Fallende hält; wenn man riesige rostrote Kortenstahlplatten wanken sieht, die Ohren schon verschließen möchte vor dem furchtbaren Krachen; wenn man fürchtet, daß alles zermalmt wird, über das sie hinschlagen, und wenn man dann fest-

stellt, daß die Platten mit ihrem unermeßlichen, furchterregenden Gewicht im Sturz und im Fallen innehalten, weil sie gegen kippende Platten geschleudert sind, und wenn man schließlich erfährt, daß alles Stürzen und Fallen in einem wunderbaren, unbegreiflichen Gleichgewicht ruhig und unverrückbar dasteht, dann findet man einen Begriff für die Kunst Serras:

Das Stürzende hält das Fallende. Ist das nicht ein Symbol des menschlichen Daseins?

Joseph Albers, der Richard Serra in der neuen amerikanischen Kunst vorausging, hat den Syllogismus geprägt:

Wir nehmen Kunst wahr,
wenn wir empfänglich sind.
Darum ist Kunst dort,
wo Kunst uns ergreift.

Das gilt für uns alle. Doch wie kann ein Archäologe, auch wenn er für Kunst empfänglich ist, bei einer Gelegenheit wie dieser das Wort ergreifen, wo es um die aufklärende Betrachtung und Kommentierung des Werkes eines zeitgenössischen Künstlers geht und wo er sich nicht auf die einfache, reine Bewunderung zurückziehen darf?

Ich stehe heute hier für einen anderen, der nicht mehr unter uns ist, für den großen Kunsthistoriker und Deuter der modernen Kunst Max Imdahl. Als sein engster Kollege an der 1965 eröffneten Ruhr-Universität Bochum habe ich miterlebt, wie Max Imdahl Richard Serra entdeckte, wie er die Stadt Bochum davon überzeugte, das erste große Kunstwerk Richard Serras in Deutschland, die Stahlplastik ›Terminal‹, zu erwerben und auf dem Bahnhofsvorplatz aufzustellen. Richard Serra hat eine Schülerin von Max Imdahl, Clara Weyergraf, geheiratet. Sie weilt heute an der Seite ihres Gatten unter uns, und wir grüßen sie herzlich.

Es erscheint mir sinnvoll, in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit das Bochumer tonnenschwere Kartenhaus aus vier trapezförmigen Stahlplatten, diesen zwölf Meter dreißig hohen Turm mit dem Namen Endstation, im Mittelpunkt der Betrachtung stehen zu lassen. In einer Beschreibung heißt es: »Man kann ihn betreten und fühlt sich in einem engen steilen Schacht.« Folgt man dieser Auffor-

derung, so beginnt ein Erkenntnisprozeß. Zunächst ist es ein starkes Gefühl von Gefahr und Beklemmung. Doch unwillkürlich blickt man nach oben auf ein quadratisch abgegrenztes Stück Himmel. Das Befürchtete tritt nicht ein. Stürzen und Fallen heben einander auf, das Kunstwerk wird plötzlich leicht, die größte Kraft, die wir ständig erfahren, die Schwerkraft, und die Gefahr, die sie birgt und mit der wir leben müssen, sind aufgehoben.

Wenn man beim Durchschreiten des Tores zum Münsteraner Stadtschloß erlebt hat, wie eine der gewaltigen Stahlplastiken Serras sich gegen die beschwingte, aber nicht weniger wuchtige Architektur Konrad Schlauns behauptet, wenn man im spektakulären Museum der Dia Art Foundation in Beacen vor den Toren New Yorks die Toruse und Sphären gegeneinanderklingen, in eleganten Kurven sich magnetisch anziehen und wieder auseinanderstreben sieht, dann erfährt man den unerhörten Gegensatz zwischen Schwere und Leichtigkeit, zwischen Sinkendem und Schwebendem, den Serra in seinen Skulpturen aufheben konnte. Das ist eine Erfahrung, die uns hilft zu leben.

Deshalb sind wir froh, daß Richard Serra die Wahl zum Mitglied des Ordens Pour le mérite angenommen hat, womit auch der seiner Zeit weit vorausseilenden Erkenntnis Max Imdahls Ehre erwiesen wird. Er war in Deutschland der Mittler zwischen dem kaum Verständlichen und den fast Verständnislosen im Sinn Erich Kästners, er wollte die Kluft zwischen denen, die Kultur schaffen, und denen, die etwas damit anfangen können, schließen. Ohne das Werk Richard Serras fehlte der hinfälligen, immer wankenden und stürzenden Welt das gewaltige Symbol, die Aufforderung, daß man, wie schwer es auch sei, sich gegenseitig halten muß.

RICHARD SERRA dankte mit folgenden Worten:

Mr. President,
Madam Kulturminister
Chancellor of the Orden,
Ladies and Gentlemen,

Prof. Andreae, thank you for your thoughtful introduction.

I thank you, honorable members of the Orden, for accepting me into your group. When I read the list of past and present recipients of this honor I was not only overwhelmed but humbled. I can only hope that my future accomplishments will justify your decision.

It is a particular joy for me to receive this honor in Berlin in that my introduction into forging steel began here in Germany with the »Berlin Block for Charlie Chaplin« installed in the great museum by Mies van der Rohe.

The experience of space in its countless manifestations is my concern:

the shape of space
the weight of space
the compression of space
the psychological effects of space
the contraction and elongation of space
the unfolding of space
the substance of space
the forming of space
is my work.

Sculpture is but a medium to allow anyone to become the subject of the experience of space. It is my hope that sculpture can be a catalyst for thought; for to see is to think, and to think is to see.

Thank you all once again.

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IM GROSSEN SAAL
DES KONZERTHAUSES BERLIN
AM GENDARMENMARKT
7. JUNI 2004

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
HANS GEORG ZACHAU

Herr Bundespräsident, Frau Staatsministerin, Exzellenzen,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die Öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste und heiße Sie herzlich willkommen.

Mein erster Gruß gilt, wie immer, dem Protektor des Ordens, Ihnen,
sehr verehrter Herr Bundespräsident. Wir sind Ihnen sehr dankbar,
daß Sie auch in diesem letzten Jahr Ihrer Amtszeit engen Kontakt zu
unserem Orden gehalten haben.

Für den Orden Pour le mérite ist innerhalb der Bundesregierung die
Beauftragte für Kultur und Medien zuständig. Ich hatte bereits ge-
stern die Gelegenheit, Ihnen, Frau Staatsministerin Weiss, und Ih-
ren Mitarbeitern für die gute Betreuung des Ordens zu danken und
möchte das heute ausdrücklich wiederholen.

Der Berliner Senat wird heute durch Frau Bürgermeisterin Karin
Schubert vertreten.

Ich begrüße die Vertreter der diplomatischen Missionen sowie die
Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften.

Wir freuen uns über das Interesse mehrerer Minister der Länder, der
Staatssekretärinnen und Staatssekretäre sowie der Abgeordneten des
Deutschen Bundestags und des Berliner Abgeordnetenhauses.

Unser vor 162 Jahren in Berlin gegründeter Orden war für den größ-
ten Teil seiner wechselvollen Geschichte in Berlin ansässig, und er
ist es auch heute wieder. Es ist ein preußischer Orden, der 1740
durch Friedrich den Großen gestiftet wurde. Die Friedensklasse des
Pour le mérite, also unseren jetzigen Orden, hat König Friedrich
Wilhelm IV. 1842 geschaffen. Heute wird das Haus Hohenzollern
durch zwei Königliche Hoheiten vertreten, durch Dr. Friedrich Wil-
helm Prinz von Preußen und durch Georg Friedrich Prinz von Preu-

ßen, denen wir für ihr Kommen und ihr kontinuierliches Interesse danken.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen des im vergangenen Jahr verstorbenen Ordensmitglieds Hansjochem Autrum, nämlich seine Tochter Frau Autrum-Mulzer und deren beide Söhne. Bevor ich Ihnen den heutigen Vortragenden vorstelle, möchte ich noch zwei Dinge erwähnen. Der Herr Bundespräsident und die Ordensmitglieder sind mit Musik eingezogen. Wir danken den Mitgliedern des in diesem Haus beheimateten Berliner Symphonie-Orchesters, die das im Programm verzeichnete Stück von Henry Purcell gespielt haben und die auch bei unserm Auszug am Ende der Veranstaltung spielen werden.

Die andere Bemerkung betrifft etwas Technisches: Uns ist vor allem von jüngeren Besuchern dieser Veranstaltung gelegentlich gesagt worden, daß sie nichts oder sehr wenig über den Orden *Pour le mérite* wüßten. Wir haben deswegen auf den Empfangstisch draußen bei den Pressemappen einige Exemplare einer Kurzbeschreibung des Ordens und anderes Informationsmaterial gelegt, das Sie sich nach der Veranstaltung nehmen können. Wer noch mehr wissen will, möge an dem Tisch seine Adresse hinterlassen und wird, solange der Vorrat reicht, weitere Unterlagen zugeschickt bekommen.

Der Festvortrag bei unserer Öffentlichen Sitzung wird immer von einem deutschen oder ausländischen Mitglied des Ordens gehalten. Unserer Satzung entsprechend haben wir etwa gleich viele in- und ausländische Mitglieder; zur Zeit sind das insgesamt 70 Mitglieder, und zwar je ein Drittel Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler.

Nun möchte ich Ihnen den heutigen Vortragenden vorstellen. Nachdem in den vergangenen Jahren an dieser Stelle ein Natur- und ein Geisteswissenschaftler sowie ein Mitglied der Gruppe der Künstler gesprochen haben, haben wir in diesem Jahr wieder einen Geisteswissenschaftler gebeten, und zwar den Germanisten Peter von Matt aus Zürich.

Herr von Matt hat unter anderem in Zürich studiert und war nach seiner Promotion zunächst Gymnasiallehrer. Er durchlief dann die

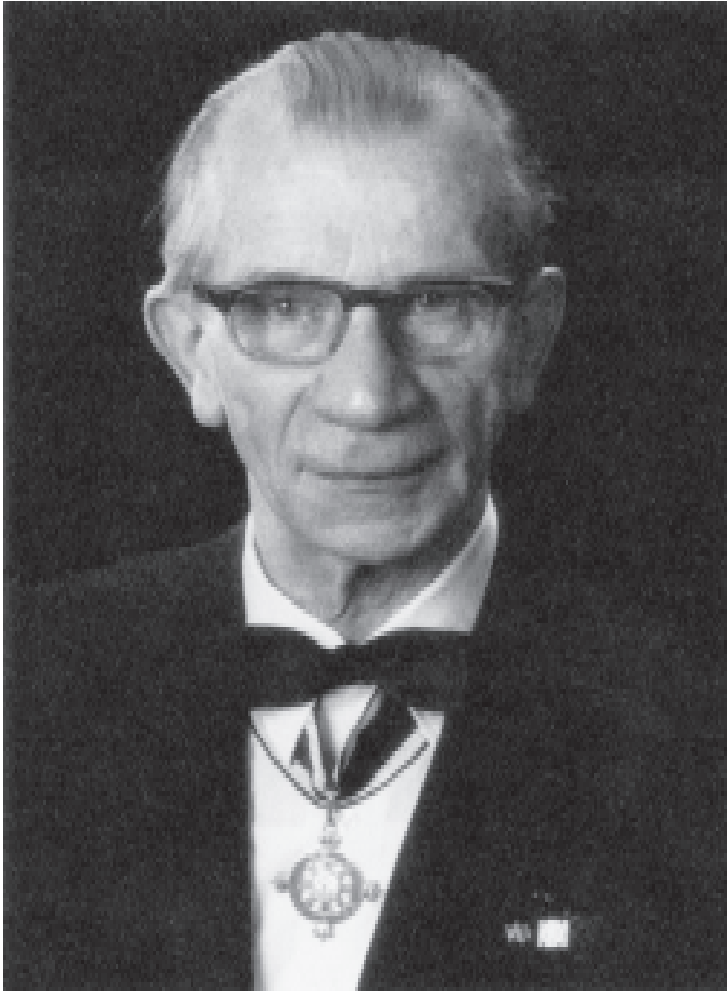
akademische Karriere, die ihn 1976 auf den Lehrstuhl seines Lehrers Emil Staiger in Zürich führte, der übrigens auch Mitglied unseres Ordens war.

Von Matt's Literaturbetrachtung bedient sich hermeneutischer und analytischer Mittel, zu denen auch die Psychoanalyse gehört. Er verfolgt die Thematisierung der Phantasie im literarischen Text und die Verwandlung anthropologischer Konfliktfelder in der Weltliteratur. Weitere Schwerpunkte bilden die Lyrik sowie die Literatur der Schweiz. Ich persönlich als Nicht-Fachmann auf dem Gebiet der Germanistik fühle mich besonders angesprochen dadurch, daß sich Peter von Matt nicht nur mit den Tiefen und Höhen der Hermeneutik, sondern auch mit durchaus lebensnahen Problemen beschäftigt. Erwähnt seien seine Arbeiten mit den Titeln »Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur« (1989) und ein paar Jahre später »Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur« (1995). Heute wird Herr von Matt, wie Sie im Programm gesehen haben, sprechen über »Das Paar als Täter – über Liebe und Verbrechen in der Literatur«. Herr von Matt, wir freuen uns auf Ihren Vortrag.

Nach dem Festvortrag wird Ihnen Herr Fritz Stern das im vergangenen Jahr gewählte neue Ordensmitglied Lord Ralf Dahrendorf vorstellen. Zunächst aber hören wir den Nachruf auf ein verstorbenes Ordensmitglied. Ich bitte jetzt Walter Gehring den Nachruf auf Hansjochem Autrum zu sprechen.

GEDENKWORTE

HANSJOCHEM AUTRUM
6. FEBRUAR 1907 – 23. AUGUST 2003



J. H. H. H.

Gedenkworte für

HANSJOCHEM AUTRUM

von

Walter Gehring

Sehr geehrter Herr Bundespräsident
Frau Staatsministerin
Liebe Frau Autrum-Mulzer
Hohe Festversammlung

Hansjochem Autrum ist am 23. August 2003 im hohen Alter von 96 Jahren verstorben. 1907 in Bromberg geboren, wuchs er seit 1912 in Berlin auf. Er zeigte schon in der Schulzeit eine vielseitige Begabung und hatte zwei Steckenpferde, die Biologie und die Elektrotechnik. Mit dem Mikroskop, das er zu Weihnachten geschenkt bekam, studierte er Algen, Protozoen und andere Kleinlebewesen im Wasser, und er bastelte sich mit Röhren sein eigenes Radio zusammen. Eigentlich wollten seine Eltern, daß er Jura studierte, und als der Junge sagte, er wolle Zoologie studieren, da sagte sein Vater, da mußt du aber zuerst ein Butterbrot mit einer Spinne essen (dies hat mir heute morgen seine Tochter, die auch unter uns ist, erzählt). Im Wintersemester 1925 schrieb er sich dann an der Berliner Universität für Mathematik und Physik ein; Biologie wählte er nur als Ergänzungsfach für das Staatsexamen. In seinen späteren berühmten

biologischen Forschungsarbeiten sind ihm seine physikalischen Kenntnisse außerordentlich nützlich gewesen. 1929 begann er mit seiner Doktorarbeit bei Richard Hesse, dem Ordinarius für Zoologie. Mit einem aus einem Metronom und Quecksilberkontakten selbstgebastelten Reizgerät begann er über Muskelphysiologie an Blutegeln zu arbeiten und promovierte 1931 bei Hesse. Dieser vermittelte ihm bei Prof. K. W. Wagner, am Heinrich-Hertz Institut für Schwingungsforschung, eine unbezahlte Stelle. Dort konnte er den beiden Hobbies aus seiner Schulzeit, der Radiotechnik und der Zoologie, fröhnen und wandte sich der Physiologie des Hörens bei Insekten zu. Seinen Lebensunterhalt mußte er nebenbei mit Nachhilfestunden verdienen. Er klassifizierte die verschiedenen Typen von Schallempfängern in Schalldruck-, Druckgradienten-, und Schallschnellempfängern. Nach Autrums eigenen Angaben trug er am Zoologenkongreß in Freiburg 1936 erstmals über Schallschnelle-Rezeption bei Insekten vor, stieß aber auf völliges Unverständnis beim Vorsitzenden Nobelpreisträger Hans Spemann, der keinen Zugang zu einer physikalischen Betrachtungsweise hatte. Karl von Frisch dagegen erkannte die Bedeutung der Untersuchungen des jungen Wissenschaftlers und bat Autrum, das Manuskript an seine Zeitschrift einzuschicken. Hansjochem Autrum war der erste im deutschsprachigen Raum, der sich der neuen Methoden der Elektronik bediente und diese für die elektrophysiologische Forschung in der Zoologie nutzbar machte, aus der sie heute nicht mehr wegzudenken sind. Er baute seine Verstärker selbst und paßte sie den biologischen Fragestellungen an. In den dunklen Tagen des Nationalsozialismus und des zweiten Weltkrieges mußte er seine Forschungsarbeiten unterbrechen. Der Leiter des Luftfahrt-Medizinischen Instituts in Berlin, Prof. Strughold, hatte von Autrums elektrophysiologischen Arbeiten erfahren und beauftragte ihn, Untersuchungen über das Nachtsehen anzustellen, die für Piloten der Luftwaffe von Bedeutung waren. So kam Autrum zu seinem neuen Forschungsthema der Physiologie des Sehens, zu dem er nach dem Krieg fundamentale Beiträge geleistet hat.

Meine Ausführungen beziehen sich auf Hansjochem Autrum als Wissenschaftler; über seine Persönlichkeit kann ich mir kein Urteil

erlauben, da ich ihm als jüngerer Mitglied des Ordens nur ein einziges Mal begegnet bin, weil er aus gesundheitlichen Gründen schon seit vielen Jahren nicht mehr an den Tagungen des Ordens teilnehmen konnte. Ich möchte mich deshalb nicht über seine Person äußern; es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß Autrum in jungen Jahren nicht nur ein Mitglied der NSDAP, sondern auch der SA war. Aus den Akten der Berliner Universität geht außerdem hervor, daß er politisch-ideologische Kurse für Studenten erteilt hat. Diese Fakten sind in seiner Autobiographie mit keinem Wort erwähnt.

1945 siedelte er an die Universität Göttingen über, wo er seine wissenschaftlich fruchtbarsten Jahre verbrachte. Zahlreiche Schüler arbeiteten unter seiner Leitung an Fragen der nervösen Impulsleitung, der Physiologie der Vibrationsorgane bei Insekten und über die Hörvorgänge bei Fischen und Vögeln. In Göttingen begannen auch seine bahnbrechenden Untersuchungen zum Sehen der Insekten. Es gelang ihm bei Schmeißfliegen, das hohe zeitliche Auflösungsvermögen von bis zu 300 Lichtblitzen/Sekunde zu messen, das etwa zehnmal höher ist als beim Menschen. Dies ist der Grund, warum wir große Schwierigkeiten haben, eine Fliege zu fangen (mein Sohn hat allerdings schon im zarten Alter von zwei Jahren herausgefunden, wie man die Fliege überlisten kann, nämlich indem man sich der Fliege äußerst langsam nähert, so daß sie die Bewegung nicht wahrnimmt).

1952 wurde Hansjochem Autrum als Ordinarius nach Würzburg berufen, wo er erstmals auch biochemische Verfahren zur Erforschung der Sehprozesse einsetzte. Der Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn war zweifellos seine Berufung als Nachfolger von Karl von Frisch auf den Lehrstuhl für Zoologie und vergleichende Anatomie in München. Hier gelang es ihm, mit intrazellulären Elektroden, die elektrischen Phänomene an einzelnen Sehzellen zu messen und die Drei-Komponenten Theorie des Farbensehens bei Insekten auf eine rezeptor-physiologische Grundlage zu stellen. Außerdem konnte er bei Bienen ultraviolett-tüchtige Sehzellen nachweisen.

Sein guter wissenschaftlicher Ruf führte ihn in den Wissenschaftsrat (1964) und in die Gremien der Deutschen Forschungsgemein-

schaft, deren Vizepräsident er von 1962 bis 1968 war. Er war auch Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und wurde 1977 in den Orden Pour le mérite gewählt. Mit Hansjochem Autrum haben wir einen großen Wissenschaftler verloren.

VORTRAG VON PETER VON MATT

PETER VON MATT
DAS PAAR ALS TÄTER
ÜBER LIEBE UND VERBRECHEN
IN DER LITERATUR

Die Liebe ist gefährlich. Das hat sich einigermaßen herumgesprochen.

Dieses Herumsprechen dauert nun schon ein paar tausend Jahre. Der größere Teil der Weltliteratur besteht daraus. Es ist alles bekannt, bekannt bis zum Überdruß. Aber kaum kommt einer daher und erzählt wieder davon, hört man zu, als wär's zum ersten Mal. Warum wollen wir immer von neuem hören, was wir doch schon längst wissen?

Wissen wir wirklich alles? Was macht denn die Liebe gefährlich? Wir fragen die Literatur, die immerzu davon redet, und die Antwort scheint klar. Der Dritte ist es, der dritte Mann oder die dritte Frau. Wie schön hätten es die zwei, wenn nicht der Dritte plötzlich da stünde, der die Braue hebt wie Clark Gable oder diese kurzen, rauchigen Sätze hören läßt wie Humphrey Bogart. Wenn nicht die andere unversehens auftauchte, augenfunkelnd, taufrisch aus dem Schwanenei gesprungen wie Helena. Dann geht's los. Und was im Alltag meistens nur ein langes Elend wird und ein trauriges Gezerre, das führt in der Literatur zu Klirren und Blitzen und Mord und Totschlag. Denn in der Literatur, soviel steht fest, da läuft was.

Sobald ein Drittes zu den Zweien tritt, ist eins zuviel. So geht die einfache Rechnung der Liebeskatastrophen. Eines ist zuviel und muß zuschauen. Jetzt kommt Gefahr auf. Jetzt besinnt sich Medea, daß sie zaubern kann. Sie murmelt ihre Sprüche und kocht ihr Gift und tötet die augenfunkelnende Dritte. Das hat sie von ihrer Tante gelernt, Kirke, der Meisterhexe. Die löste alle Beziehungsprobleme mit einer Handbewegung, indem sie die Männer in friedliche Tiere verwandelte. Da lagen sie dann so herum und schliefen in der Sonne. Den Verräter aber, Jason, verschont Medea nur, damit es ihm noch lange schlechtgeht in einem kinderlosen Leben.

Eine einfache Rechnung also. Drei Finger genügen für Addition und Subtraktion. Komplizierter wird es erst, wenn man näher zuschaut. Dann sehen wir plötzlich nicht mehr nur Verratene, die sich rächen, oder Verliebte, die mit ihrer Liebe gegen Ordnung und Gebot verstoßen. Dann sehen wir auch Paare, bei denen nicht die Liebe selbst das Verbrechen ist, sondern die aus der Liebe heraus überhaupt erst zu Tätern werden, rücksichtslos, jubelnd, triumphal. Sie handeln gemeinsam, planen gemeinsam, töten gemeinsam. Das Paar als Täter – es ist ebenfalls eine alte Geschichte. Auch sie bleibt immer neu. Aber wem s i e just passiert, dem bricht nicht nur das Herz entzwei.

Zugegeben, das Romeo-und-Julia-Muster ist häufiger, auch das Muster Othello oder Effi Briest oder Anna Karenina. Aber das Paar als Täter taucht doch schon in den ältesten und gewaltigsten Tragödien auf, und es verschwindet nie mehr ganz aus dem Erzählen und Inszenieren der Menschheit. Die seltsame Generation, die man die 68er nennt, erkannte sich früh und noch ohne politische Drapierung in den ekstatischen Killern Bonnie und Clyde. Der Film von 1967 mit Faye Dunaway und Warren Beatty gewann Ikonenstatus. Ein verschworenes Paar feierte sich selbst im Töten und Getötetwerden. Die historische Bonnie Parker, welche 1932/33 mit dem historischen Clyde Barrow die blutige Romanze leibhaftig lebte, schrieb eine Ballade über sich und ihren Geliebten und verklärte dabei ihrer beider kommendes Ende:

Some day they'll go down together,
They will bury them side by side.

Die junge Amerikanerin – sie war 24, als sie im Kugelhagel der Polizei umkam – wußte wohl kaum, daß sie damit ein Echo gab auf das Ende ihrer archaisch wildesten Vorgänger. Als Klytaimnestra und ihr Geliebter Aigisth, die zusammen den Agamemnon ermordet haben, Klytaimnestras Gatten, durch Klytaimnestras Kinder Orest und Elektra selbst zu Tode kommen, wird die Liebesgemeinschaft des Täterpaars noch im Untergang sowohl bei Aischylos wie bei Euripides explizit benannt. Seht her, immer noch sind sie ein Paar, heißt es da, so wie sie im Licht miteinander geschlafen haben, sollen sie es nun auch im Hades tun. Bei Aischylos sagt dies Orest, bei Euripides sagt es Elektra.

Es gibt, so scheint es, Elemente und Strukturen, die aus der Konstellation des Paares als Täter unmittelbar hervorgehen und daher über Jahrhunderte hin wiederkehren. Neben diese spontane Entstehung des Ähnlichen aus einer ähnlichen Anlage tritt der Transport der Motive durch die literarische Tradition, durch die unabsehbare Kette der Lesenden und Schreibenden, durch das leidenschaftliche Antworten der Dichter auf die Dichter. Das ist im Einzelfall oft kaum zu entscheiden. Shakespeares Lady Macbeth, die mit ihrem Mann zusammen den König umgebracht hat, spricht als Schlafwandlerin über ihre Mörderhände. Dabei fällt der berühmte Satz:

Here's the smell of the blood still: all the perfumes of Arabia will not sweeten this little hand.

Das riecht noch immer nach Blut, und alle Parfums von Arabien können diese kleine Hand nicht mehr süß und duftend machen. Mehr als zweitausend Jahre früher sagt der Chor im zweiten Teil der aischyleischen Orestie über die Hände der im Schläfe schreienden Klytaimnestra, eine Mörderhand werde niemals reingewaschen, und wenn alle Bäche der Welt zu einem einzigen Fluß zusammenströmten. Entspringt Shakespeares Satz nun dem kulturellen Transfer, oder ist er eine Neuschöpfung aus der verwandten Situation? Wir wissen es nicht. Zwischen Aischylos und Shakespeare steht Seneca. An ihm hat sich Shakespeares tragisches Genie entzündet. Er ist die

Brücke zwischen den Griechen und dem Elisabethaner. In Senecas »Agamemnon« kommen nun zwar Klytaimnestras Hände vor; sie seien immer noch voll Blut, sagt dort Elektra. Aber die rhetorische Hyperbel – alle Flüsse der Welt, alle Parfums von Arabien – findet sich bei Seneca nicht.

An einer Entscheidung dieser Frage liegt mir nichts. Mir liegt alles am Ereignis der Wiederkehr der dramatischen Konstellationen, Erfahrungen und Verlautungen, einer Wiederkehr über Jahrhunderte hin. Und mir liegt an der Vernetzung des Wiederkehrenden mit den je anderen Gegebenheiten der Epochen. So erscheint das Paar als Täter immer neu und immer uralt.

Das gilt für vieles. Es gilt für die Liebe des Paares, für den Zusammenhang von Liebe und Tat, für die Planung der Tat, für den Vollzug der Tat und für die Folgen der Tat. Bei diesen Folgen wiederum ist zu unterscheiden zwischen den Vorgängen im Innern der Täter und den Sanktionen durch die richtenden Instanzen. Alles dies zusammen ergibt eine geschlossene Dramaturgie des Paares als Täter. Besonders faszinierend für die Mikrostrukturen des Paares ist die Tat als solche. *Ein* verbrecherischer Akt wird begangen von *zweien*. Das mag kriminalhandwerklich nicht weiter problematisch erscheinen. Für die Literatur aber, in der alles, was sich ereignet, weit mehr bedeutet als das Ereignis selbst, gewinnt die Frage, wie sich das konkrete Handeln des Paares auf die zwei Partner verteilt, ein immenses Gewicht. Wer tut dies und wer tut jenes? Wer steht für den Einfall, wer für den Entschluß, wer für den Plan, wer für die Ausführung? Schon den Einfall können ja nicht zwei Leute gleichzeitig haben. Wenn man allein die Tat unter das philologische Mikroskop nimmt, zeigt sich ein vielfach abgestuftes Geschehen.

Exemplarisch für die Feinstruktur der Tat ist einer der bekanntesten Fälle, die Apfelaffäre im Paradies. Adam und Eva stellen eine Urgestalt des Paares als Täter dar. Sie dürfen von der Frucht des Baumes nicht essen und tun es doch. Beide beißen zu. Daran haben wir bekanntlich immer noch zu kauen. Aber wann und wie beißen sie zu, und wer zuerst, und warum tut es der andere auch?

Was geschehen wäre, wenn nur Eva zugebissen und Adam sich ge-

weigert hätte, ergäbe eine zusätzliche Frage. Die Theologen sollten sie uns gelegentlich erläutern.

Geht man die Adam-und-Eva-Bilder in der Kunstgeschichte durch, von den frühchristlichen Katakombenmalereien bis zur eleganten Tamara de Lempicka aus der Art-déco-Zeit, sieht man, daß der Apfel immer da ist auf den Gemälden und Kupferstichen, aber immer wieder anders. Bald reicht die Frau ihn dem Mann, und der Apfel ist schon angebissen; bald reicht sie den Apfel unversehrt; bald nimmt ihn die Frau aus dem Maul der Schlange; bald halten beide, Adam und Eva, je eine Frucht in der Hand. Manchmal warnt Adam mit gestrecktem Finger vor dem riskanten Obst, in andern Fällen kratzt er sich verlegen im Haar. Einmal streckt sie die Hand tief ins Geäst neben die ringelnde Schlange, ein anderes Mal tut er es, dann wieder beide zusammen. Ein förmliches Apfelballett spielt sich da vor den Augen des kunsthistorischen Betrachters ab. Das ist kurzweilig, und doch steckt eine gewaltige Frage dahinter. Mit ihren tanzenden Äpfeln antworten die Maler alle auf diese einzige Frage, die Frage der Schuld.

Daß beide schuldig sind, ist unbestritten. Aber könnte nicht doch einer von beiden noch ein bißchen schuldiger sein? Der Bibeltext erscheint hier weniger eindeutig, als es sich zunächst ausnimmt. Die Schlange spricht mit der Frau und verspricht ihr, nach dem Apfelbiß würden sie sein wie Gott und sehr klug und wissen, was gut und böse ist. Dann heißt es: »Und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann auch davon, und er aß.« Aus diesem Nacheinander hat man gerne auf die größere Schuld Evas und bald auch der Frauen überhaupt geschlossen. Doch wie war denn das genau? Eva hatte es mit dem intelligentesten und rhetorisch raffiniertesten Wesen überhaupt zu tun, dem brillanten Teufel, während Adam einem ihm gleichartigen Menschen gegenüberstand. Vergleicht man also die Testbedingungen, dann war der Mann in der kritischen Situation weit weniger gefordert; er müßte demnach als entsprechend schuldiger betrachtet werden. Dennoch bemerkt der Kommentator meiner Bibelausgabe, einer sehr offiziellen, von hohen kirchlichen Stellen anerkannten Edition: »So kommt's zur Tat, zuerst bei dem über-

haupt fremdem Einfluß zugänglicheren Weibe, dann auch bei dem Mann.«

Ich erwähne dies nicht, um die alten Thesen von der Frau als der Einfallspforte allen Übels in der Welt ein weiteres Mal zu diskutieren. Ich will nur zeigen, wie komplex das Paar als Täter allein schon im Akt der Tat erscheint. Das erwähnte Apfelballett in der abendländischen Malerei bezieht seine Dynamik genau daraus, daß die Tat gemeinsam und dennoch individuell ist. Beides muß im Bilde sichtbar werden, aber indem es sichtbar wird, wird es auch schon gedeutet. Der warnende Adam ist ein anderer als der, der sich verlegen im Haar kratzt. Der eine ist der Mann als Wächter der Werte, der andere ist der Mann als der Übertölpelte, eine komische Figur. Dort, wo er sich kratzt, werden ihm in den Komödien später die Hörner wachsen.

Die Differenzen in der Gemeinsamkeit sind der brisanteste Teil in der Mikrodynamik des Täterpaars. Und das betrifft nun tatsächlich auch die Geschlechter und die Geschlechterrollen. Die Gemeinsamkeit der Tat ist die übergreifende Regel aller dieser Geschichten. Durch diese Gemeinsamkeit werden die bestehenden Rollenmuster aufgehoben. Das ist nicht eine Behauptung aufgrund psychologischer Überlegungen, das ist eine Feststellung aufgrund des Studiums der Texte. Bei den berühmtesten Täterpaaren der Weltliteratur, in den Klytaimnestra-Tragödien, in Shakespeares »Macbeth«, in den »Liaisons dangereuses«, in Zolas »Thérèse Raquin«, aber auch noch bei Leskow und im »Bonnie and Clyde«-Film, immer führt die Gleichheit im Verbrechen zu scharfen geschlechtertheoretischen Überlegungen. Weil der Mann in dieser Gleichheit seine kulturell tradierte Überlegenheit verliert, erscheint die erreichte Balance der Geschlechter den Außenstehenden rasch als Unterlegenheit des Mannes. Zum Paar als Täter gehört also gleichzeitig die Liebe, die keine Hierarchie mehr kennt, und die Erschütterung der Geschlechterordnung.

In den Tragödien um die Ermordung des Kriegshelden Agamemnon durch seine Frau und ihren Geliebten, durch Klytaimnestra und Aigisth, deuten die kommentierenden Beobachter im Stück die Gleich-

heit des Täterpaars sofort als Vermännlichung der Frau und Effeminierung des Mannes. Schon im elften Vers der Orestie wird Klytaimnestra als männerhaft bezeichnet. Und keiner wird nachher so durchs Band verhöhnt wie ihr Geliebter und Mitmörder Aigisth. Ein Hahn sei er, der sich bei der Henne verkrieche und unter dem Gefieder hervor prahle, meint der Chor. Noch Hofmannsthals Elektra läßt weiterklingen, was Aischylos angeschlagen hat. Sie nennt das Mörderpaar »die beiden Weiber«:

Die beiden Weiber?

Wer?

Nun, meine Mutter

Und jenes andre Weib, die Memme, ei
Aegisth, der tapfre Meuchelmörder, er,
der Heldentaten nur im Bett vollführt.

Ganz ähnlich behandeln auch Sophokles und Euripides in ihren Elektra-Stücken den Aigisth. Schwächling, Feigling, Bettheld nennt ihn der eine, einen Mann mit Mädchengesicht der andere. »Semi-vir«, Halbmann, wird er noch bei Seneca gescholten. Man muß hier aber aufpassen. Die wütende Diffamierung des Mannes beruht nicht auf dessen persönlichem Charakter, sie beruht auf der Implosion der Geschlechterhierarchie beim Paar als Täter. Diese wird von den Beobachtern tendenziös psychologisiert. Voraussetzung ist die Liebe. Tatsächlich wird die Liebe zwischen Klytaimnestra und Aigisth nie angezweifelt. Alle Tragiker bestätigen sie durch genaue Signale. Bei Homer finden wir sogar die Vorgeschichte dieser Liebe beschrieben, wie Aigisth um Klytaimnestra wirbt und wie sie sich lange Zeit sträubt und wie sie endlich nachgibt. Das ist eine sehr schöne Passage im dritten Gesang der Odyssee. Sie enthält übrigens auch den ersten und kürzesten Künstlerroman der Weltliteratur. Agamemnon habe, heißt es da, als er in den Trojanischen Krieg zog, einen Sänger beauftragt, die Gattin zu Hause zu überwachen. Aigisth aber verschickte den unglücklichen Lyriker kurzerhand auf eine einsame Insel, »um ihn dort den Vögeln zum Raub und zur Beute zu lassen«. Ein Künstlerschicksal, in nur fünf Hexametern erzählt, Tasso auf

Argos – die schönen Geister waren offenbar schon damals den Anforderungen der Welt nicht ganz gewachsen. Nicht einmal sein Name ist überliefert. Schade, daß den Stoff niemand aufgegriffen hat in den mehr als zweieinhalbtausend Jahren seit Homer.

Die Liebe des Paares und die Gleichheit in der Tat – man könnte nun wie beim Apfel im Paradies die Beschreibungen vergleichen, in denen Klytaimnestra und Aigisth gemeinsam den Agamemnon töten. Wir würden ganz ähnliche Variationen finden. Nur stünden wir dabei nicht vor einem Apfelballett, sondern vor einem Ballett der Dolche und Äxte. Stets handeln beide, aber bald ist es der Mann, der zuerst zuschlägt, bald die Frau. Am ausführlichsten wird hier Seneca. Da zieht die Frau dem Gatten ein selbstgewobenes Gewand über, aber ohne Öffnungen für Kopf und Hände, so daß er sich in dem faltenreichen Kleid verwickelt. Aigisth sticht mit dem Dolch zu, aber nur zaghaft, nur so ein bißchen zwischen die Rippen. Agamemnon tobt. Jetzt greift Klytaimnestra zur Doppelaxt und haut mächtig ein. Das beflügelt wiederum Aigisth. Er geht nun seinerseits mit der Axt ans Werk, während Klytaimnestra den Dolch übernimmt und damit noch einige Zeit weiteroperiert. Das ist altrömischer Grand Guignol. Über Senecas Spektakeln schwebt bereits eine Ahnung von Cinecittà. Gleichzeitig geht es aber um die heikle Aufgabe, die Gleichheit in der Differenz zu inszenieren. Und immerhin wird dieses Gewand ohne Armlöcher in einem Durchbruchswerk der dramatischen Moderne wiederkehren, unter explizitem Verweis auf die antike Tradition, als die Zwangsjacke nämlich in Strindbergs Stück »Der Vater«. Wobei dieser neuzeitliche Agamemnon ohne alle Dolche, allein am Schock der Fesselung stirbt.

Abgründiger ist die Implosion der Geschlechterrollen beim Paar als Täter nie vorgeführt, schärfer ist die Differenz in der Gleichheit nie analysiert worden als in Shakespeares »Macbeth«. Neben das Schauspiel der Waffen und tötenden Hände tritt hier ein unerhörtes Schauspiel der Seelen. Und auch da müssen wir aufpassen, daß wir den entscheidenden Vorgang der Aufhebung des kulturell programmierten Geschlechterverhaltens nicht voreilig charakterpsychologisch lesen, als Schwäche eines Mannes und Anmaßung einer Frau.

Wer so denkt, verharrt in genau den Mustern, die doch vor seinen Augen destruiert werden.

Voraussetzung ist auch hier die Liebe. Daß eine unbedingte Liebe Macbeth und die Lady verknüpft, wird im Stück vielfach gesagt. Man übersieht das leicht, weil der Machtwille der beiden so stark ist, daß ihre Liebe als Nebensache erscheinen könnte. Der Machtwille gehört aber zum Verbrechen, während die Liebe dessen Voraussetzung ist. Als das Paar bereits in das mehrfache Morden verstrickt ist, nennt er sie immer noch »dear wife« und braucht sogar kindliche Kosenamen. »Dearest chuck« sagt er einmal zu ihr, »mein liebstes Hühnchen«. Für die Zuschauer ist sie da längst eine schauerliche Gestalt.

Nicht nur sind die Monologe und Gespräche dieses Paares durchsetzt von Reflexionen auf das Männliche und Weibliche, auf das Heraus-treten aus dem eigenen Geschlecht, auf die Verweiblichung des Mannes und die Vermännlichung der Frau, sogar das Verbrechen selbst, der Königsmord, wird unüberhörbar mit einem sexuellen Akt verglichen. Die Tat des Paares als verschobene Umarmung. Die Lady macht daraus ganz offen einen Test auf Macbeth' Potenz. Sie vergleicht sein Zögern mit dem Verhältnis zwischen dem erotischen Begehren und der Unfähigkeit, es zu vollziehen. In der berühmten Pförtnerszene, als es in tiefer Nacht im totenstillen Schloß an das Tor donnert – der Mord ist geschehen, aber noch weiß es niemand –, hält die Narrenfigur des Pförtners eine groteske Rede, in der sich Macbeth' Schwanken zwischen Wille und Tat, Begehren und Vollziehen spiegelt, obszön verdeutlicht an den Werken des Fleisches. Der Pförtner spricht vom Trinken, welches zwar die sexuelle Gier hervorruft, aber deren Ausführung verhindere: »It provokes the desire, but it takes away the performance [...] it makes him and it mars him [...] it makes him stand to and not stand to ...« Und Macbeth selbst, in dem großen Monolog vor der Tat, als er einen Dolch vor sich schweben sieht, der ihn lockt und zieht, spricht von seinen eigenen Schritten als »Tarquin's ravishing strides«, die Schritte des schändenden, vergewaltigenden Tarquinius. Der römische Königssohn Tarquinius hat sich einst zu Lukretia geschlichen und sie vergewal-

tigt. Shakespeare schrieb darüber eine Ballade. Indem Macbeth sich mit diesem Tarquin vergleicht, bestätigt er die rhetorische Strategie der Frau, die den Mord mit der Frage seiner Männlichkeit im konkretesten Sinn verbunden hat. »From this time, such I account thy love«, hat sie gesagt. Von jetzt an beurteile ich so deine Liebe, und sie erläutert deutlich genug: »Art thou afraid to be the same in thine own act [...], as thou art in desire.« Hast du Angst, derselbe im Vollzug zu sein, der du im Begehren bist?

Eine solche Erotisierung des Verbrechens gibt es nur beim Paar als Täter. Man könnte das leicht zeigen in einem Vergleich mit Richard III. Da fehlt dieser Aspekt vollständig. Anders ist es hingegen wieder beim Täterpaar im »Hamlet«, wo der melancholische Prinz in einem Schloß leben muß, in dem seine Mutter mit ihrem Geliebten regiert, und dieser hat Hamlets Vater umgebracht. Ob es mit Wissen der Mutter geschah, bleibt unklar. Hamlet hält beide für schuldig. Wenn er davon spricht, hat er immer eine Obszönität auf der Zunge. Er lebt in der Situation der Elektra. Man ist versucht zu sagen, Hamlet hat Elektra verschluckt, und sie tobt in ihm weiter gegen das alte Mörderpaar.

Die Anspielungen der Lady Macbeth auf das Verhältnis von Verbrechen und sexueller Potenz sind mehr als eine männerpsychologisch raffinierte Strategie, die den Zögerer zum Handeln zwingen soll. Sie gehören in den größeren Zusammenhang des Nachdenkens dieser Frau über die eigene Weiblichkeit. Als sie die Möglichkeit sieht, den König, der auf Besuch kommt, zu töten und so Platz zu schaffen für einen König Macbeth, tritt sie in einem magischen Akt aus ihrer Existenz als Frau heraus. Sie ruft die Geister an: »Unsex me here, and fill me [...] top-full of [...] cruelty« – Nehmt mir jetzt mein Geschlecht und füllt mich randvoll mit Grausamkeit. Und sie wird körperlich ganz konkret, sie spricht von ihren Brüsten – »my woman's breasts« – und beschwört die Geister, ihre Milch zu vergiften. Das ist insofern interessant, als sie kurz zuvor beim Nachdenken über ihren Mann gesagt hat, seine Natur sei »too full o'th' milk of human kindness« – zu voll von der Milch menschlicher Güte. Da wird also das Stichwort der Milch beim Mann und bei der Frau zum

Signal der aufgehobenen Geschlechterhierarchie. Sie nähern sich einander an in einer tendenziellen Androgynie. Die weibliche Brust und die Milch erscheinen schon in den Klytaimnestra-Tragödien auf ähnliche Weise. Bei Aischylos fährt die Mörderin schreiend aus dem Schlaf, nachdem sie geträumt hat, einen Drachen mit schwarzem Blut gesäugt zu haben, und später hält sie ihrem Sohn Orest, der sie ermorden will, die entblößte Brust entgegen: »Hier hast du einst geschlafen, hier hast du noch ohne Zähnen gesogen.« Sie versucht also, sich wieder ganz nur als mütterliche Frau zu zeigen und die Rollendiffusion, die zum Paar als Täter gehört, dem Sohn gegenüber rückgängig zu machen.

Das Handlungsgefüge von Shakespeares »Macbeth« operiert mit schleudernden Verkürzungen. Oft steht Ereignis neben Ereignis, unvermittelt, und öffnet geisterhafte Räume der Deutung. Ein frappierendes Beispiel ist der Tod der Lady gegen Ende des Stücks und die Reaktion des Mannes darauf. Man hört im Hintergrund Frauen schreien. Macbeth fragt, was das bedeute, und es heißt: »The Queen, my lord, is dead.« Mehr erfährt man nicht. Auch Macbeth fragt nicht zurück. Kein Wort äußert er über die Liebe, in der sie beide zu Verbrechern wurden. Nur eines sagt er: »She should have died hereafter: There would have been a time for such a word.« – »Sie hätte später sterben sollen. Da wäre eine Zeit gewesen für solch ein Wort.« Das ist ein schwer zu deutender Satz. Doch von dem aus, was wir nun über die Dramaturgie des Paares als Täter wissen, darf die Vermutung gewagt werden, daß Macbeth an den Zeitpunkt des gemeinsamen Todes denkt, der jetzt nicht mehr möglich ist. Wie bei Bonnie und Clyde:

Some day they'll go down together,
They will bury them side by side.

Diese Form des Triumphs im Untergang bleibt ihm, bleibt ihnen beiden nun versagt. Statt dessen folgt der schauerlichste Monolog der Weltliteratur, die berühmten zehn Verse über die gänzliche Sinnlosigkeit der menschlichen Existenz. Sie enden mit der Metapher, daß das Leben nichts anderes sei als ein Märchen aus dem

Mund eines brabbelnden Idioten, lauter Lärm und Wut, und nichts bedeutend:

[Life] is a tale
Told by an idiot, full of sound and fury,
Signifying nothing.

Der Gedanke ist erlaubt, daß in diesem Kollaps des Weltsinns, mit dem der europäische Nihilismus beginnt – »signifying nothing« –, das Gegenteil aufgehoben ist: die Erinnerung an die sinnerfüllte Welt in der Liebe. Die Liebe hat alles gestützt und getragen, über Gut und Böse hinweg. Mit dem Tod der Frau ist das zerschellt. Als ob das Himmelsgewölbe geborsten wäre, bricht jetzt die Sinnlosigkeit herein. In der schrecklichen Rede verbirgt sich die letzte Liebeserklärung.

Soll damit »Macbeth« zur Liebestragödie erklärt werden? Ja. Ginge es nicht um das liebende Paar, wäre das Stück nichts weiter als ein elisabethanisches Schauerdrama, wie es viele gab in Shakespeares Zeiten. Zum Paar als Täter gehört ein ekstatisches Moment, das die geltende sittliche Ordnung außer Kraft setzt. Das wird oft sehr klar gezeigt, oft nur in Andeutungen. Ein starkes Signal ist Macbeth' hingerissener Satz gegenüber der Lady: »Bring forth men-children only!« Du sollst nur Söhne gebären, nur männliche Kinder! Das tönt vielleicht kurios, aber nur so lange, bis man dahinter die Aufhebung der Geschlechterfixierungen in der ekstatischen Liebe erkennt.

1934 erschien in den USA ein Roman, kaum fingerdick, ein Reißer, der da und dort wegen Unsittlichkeit vor Gericht kam. Es war ein Krimi unter Tausenden, der aber unaufhaltsam unter die Klassiker nicht nur seiner Gattung, sondern der Literatur im 20. Jahrhundert überhaupt vorrückte. Er wird immer wieder neu verfilmt. Albert Camus fand darin das Vorbild für sein eigenes Schreiben. In Deutschland blieb der Roman lange echolos. 1934 brach ja die Kommunikation mit der Weltkultur ab. Erst nach dem Ende der Hitlerei hatte die Ästhetik des amerikanischen Roman noir hier wieder eine Chance.

Ich rede vom Roman »The Postman always rings twice« von James M. Cain, einem Autor, der neben Dashiell Hammett und Raymond Chandler steht und bestehen kann. Es ist eine Story von Love and

Crime, wie sie in den Boulevardzeitungen und in den großen Tragödien zu finden ist. Das Paar als Täter erscheint hier so exemplarisch, die Dynamik seines Liebens und Handelns ist so lapidar verknüpft, wie es sonst vielleicht nur noch in Leskows »Lady Macbeth von Mzensk« der Fall ist. Im Tempo und den harten Schnitten gewinnt dieser Roman eine balladeske Form, die an uralte Geschichten gemahnt und doch ganz dem Epochendesign der Zwischenkriegszeit entspricht.

Was geschieht? An einer abgetakelten Benzin- und Imbißstation im kalifornischen Landesinnern taucht ein junger Mann auf, ein Herumtreiber, eine ziellose Existenz. Die Bude gehört einem Griechen, einem ehemaligen Soldaten mit vielen Erinnerungen an die Kriegszeit. Er hat eine schöne junge Frau. Zwischen ihr und dem Herumtreiber kommt es zu einem *Amour fou*. Der Grieche merkt nichts; er ist gutmütig, gibt dem Mann Arbeit. Kaum dreht er den Rücken, sind die beiden zusammen. Sie wissen, das ist keine flüchtige Affäre. Und sie wissen, das ist so nicht lange auszuhalten. Sie lodern in ihrer Liebe. Sie denken nach. Der Grieche muß weg. Als Philologe kann man da wieder mit dem Mikroskop arbeiten. Wer fängt an, wer fährt fort? Die alte Apfelfrage. Der Dialog verläuft in winzigen Stößen:

Frank, do you love me?

Yes.

Do you love me so much that not anything matters?

Yes.

There's one way.

Damit ist es gesagt. Beide wissen, was das heißt. Es heißt Mord, Mord am Griechen. Nun warnt der junge Mann – Adam mit dem Zeigefinger:

They hang you for that.

Not if you do it right. You are smart, Frank. You'll think of a way.

Jetzt stellt er die Frage nach Gut und Böse, fast nebenhin: »Du sprichst ja, als ob das in Ordnung wäre.« Was sagt sie darauf? Sie sagt: »Wer soll wissen, ob's in Ordnung ist oder nicht, außer du und ich.« Was sagt er darauf? Er sagt: »Du und ich.« Darauf sie: »That's

it, Frank. That's all that matters.« Und sie küssen sich: »I kissed her. Her eyes were shining up at me like two blue stars. It was like being in church.«

»Es war wie in der Kirche.« – Das ist einer der Momente, wo in diesem Thriller die Konventionen der Gattung gesprengt werden. Das Paar hat sich zur Tat entschlossen und erlebt das als Mysterium, wie ein Sakrament.

Was sich dann alles abspielt, ist hier nicht zu berichten. Es geht nur um dieses Ereignis, daß die beiden in ihrer Liebe leichthin aus aller Ordnung treten. Auch die Tat selbst, der grausame Vollzug, wird zu einem ekstatischen Akt. Eros und Verbrechen sind eins. Wie sich Macbeth vor dem schlafenden König plötzlich als Tarquinius auf dem Weg zur schönen Lukretia vorkam. Das Liebespaar in dem vergammelten Winkel Kaliforniens weiß nichts von Macbeth, weiß nichts von Agamemnon und Klytaimnestra. Aber der erste Mordversuch trifft den Griechen in der Badewanne, dort also, wo es den Griechen Agamemnon einst bei Aischylos traf. Nur war die Wanne damals aus reinem Silber. Ein Zufall? Alles im Romanduktus spricht gegen solche Bildungsreminiszenzen. Dennoch ist die Erinnerung in der Lektüre nicht abzuweisen. Sie rückt die Konstanten in der Dramaturgie des Paares als Täter einmal mehr ins Bewußtsein.

Als dann der Mord tatsächlich glückt, auf einer nächtlichen Küstenstraße, steigert sich die Erfahrung des Paares zu einem absoluten Moment. Dieser ist erst aus der Erinnerung benennbar. Die Frau spricht es aus: »Wir waren damals wie auf einem Berg. Wir waren so weit oben, Frank. Alles hatten wir, dort draußen, in jener Nacht. Ich wußte nicht, daß ich so etwas überhaupt fühlen konnte. Und wir küßten uns und besiegelten es, so daß es immer dasein würde, was auch geschehen mochte.« Und sie fügt einen Satz an, über den lange zu reden wäre: »Gott küßte uns auf die Stirn in jener Nacht. Er gab uns alles, was zwei Leute je haben können.« Dabei ist es eine Tat, wie sie Seneca nicht grausiger hätte ausdenken können.

»God kissed us on the brow that night« – ein seltsamer Jubel! Er hat aber seinen Platz in der Dynamik des Täterpaares. Wir kennen ihn aus Bonnies Ballade, und er ertönt schon in den triumphierenden

Versen der Klytaimnestra nach dem Ende Agamemnons: »Ob ihr euch freut oder nicht, ich juble, ich juble.«

So feiert auch das Paar bei Leskow seinen Entschluß zur Tat eng verschlungen in der Mondnacht unter einem blühenden Apfelbaum. Man hört sie von weitem, bald leise flüsternd wie spielende Kinder, bald laut und lachend wie übermütige Wassergeister. Und dazu heißt es: »Die weißen Blüten des dichtbelaubten Apfelbaums fielen unablässig auf sie herab.«

Ich muß zugeben, ich komme hier an eine Grenze der Deutung. Wenn wir diese Vorgänge psychologisch lesen, wie es heute landläufig so der Brauch ist, werden wir bald einmal anfangen, Fälle aus dem sogenannten Leben zu sammeln, um abzuklären, ob es das denn tatsächlich gibt, ob das nicht alles übertrieben sei. Das mag aufschlußreich sein. Und doch machen wir es uns damit zu leicht. Denn zu deutlich pflanzt sich in den Geschichten vom Paar als Täter ein altes mythisches Reden fort, als daß man sich mit der Frage nach der psychologischen Wahrscheinlichkeit begnügen dürfte. Der Satz bei James M. Cain: »God kissed us on the brow that night«, ist mehr als ein pathologisches Symptom, und die weißen Apfelblüten, die auf das verschlungene Täterpaar bei Leskow niederregnen, bedeuten anderes als nur eine idyllische Dekoration. Hier wird in Zeichen geredet, denen keine Exegese ganz gewachsen ist.

Man muß bedenken: Für das erste Paar, im Paradies, gab es noch keine Unterscheidung von Gut und Böse. Das Verbrechen hat das Bewußtsein dieser Differenz erst geschaffen, und es hat, nach den Worten der Genesis, auch die männliche Herrschaft erst installiert. »Er soll dein Herr sein«, sagt Gott zu Eva, und er meint damit nicht eine wohltuende Ordnung, sondern einen Teil des Strafpakets. Für beide. In der Erfahrungskurve des Täterpaars werden nun diese Maßnahmen für eine entrückte Strecke Zeit rückgängig gemacht. Keine Herrschaft gibt es mehr des einen über das andere. Er ist wie sie, sie ist wie er. Und beide sind sie über die Differenz von Gut und Böse hinaus. Das wird psychologisch nie ganz zu fassen sein. Es nimmt sich aus wie eine unheimliche Radikalisierung des Augustinischen Satzes: »Ama et fac quod vis« – »Liebe, und tu was du

willst«. Auch das ist kein psychologischer Satz. Und schon gar nicht ein juristischer. Er gehört zu einem andern Denken.

Das heißt: im Verbrechen geht das verliebte Paar hinter die Kategorie des Verbrechens selber zurück. Die zwei sind nicht mehr »scientes bonum et malum«, wie die Schlange aus dem grünen Laub heraus flüsterte. Das ist eine heikle Sache, wenn man an die jüngeren Leser und die älteren Erzieher denkt. Kein Wunder, daß die deutsche Literatur, die stets etwas braver war als die französische, vor diesem Thema so offenkundig zurückschreckt. Die »Liaisons dangereuses« sind im deutschen 18. Jahrhundert undenkbar. Unsere Klassiker haben sie denn auch gar nicht zur Kenntnis genommen.

Dennoch können sich die älteren Erzieher beim Gedanken an die jüngeren Leser beruhigen. Das böse Ende bleibt nicht aus. Das sittliche Imperium schlägt zurück. Zuletzt kommen die ekstatischen beiden immer dran, und wie! Nur macht das böse Ende jene Erfahrung nicht rückgängig, von der die junge Frau im vergammelten Kalifornien spricht: »God kissed us on the brow that night. He gave us all two people can ever have.« Die Strafe löscht das Skandalon nicht aus.

Wie genau die beiden von Fall zu Fall drankommen, das ergäbe eine neue lange Untersuchung. Sie würde in der Frage gipfeln, welche Instanz zuallerletzt das Urteil spricht. Für den Beobachter der Literatur sind jedoch die Teilprozesse spannender als die Frage, an welchem obersten Nagel das moralische Universum jeweils hängt.

Auch diese Teilprozesse des inneren und äußeren Gerichts über das Täterpaar kehren durch die Jahrhunderte in Variationen wieder. Am bewegendsten sind die Vorgänge der inneren Zerrüttung. In der Geschichte der seelischen Dekomposition des Täterpaars spiegelt sich die Geschichte der abendländischen Psychologie. Die älteste, noch rein mythische Rede hat die Kräfte der Zerrüttung als konkrete Rachegeister begriffen. Die Erinnyen fahren zischend aus der Erde, umtanzen die Täter und hetzen sie geißelnd über die Länder der Erde hin. Schon die frühe Tragödie aber begreift diese Mächte als gleichermaßen innerliche wie äußerliche Gewalten. Zwar flackert die Vorstellung objektiver Dämonen noch lange durch die Bemü-

hungen, die Katastrophen der Seele in die Sprache zu heben. Aber das Spektrum der innerlichen Dämonie, der bösen Träume und Halluzinationen, weitet sich in der Literatur dramatisch aus und bereitet die Wissenschaft vor. Das erregte Ich der Schuldigen begegnet den Bildern, die es selbst gebiert, und sie sind schrecklicher als alles, was mit einem tatsächlichen Knochenfinger an die Wand pochen könnte.

Dazu gehört kardinal das Thema des zerstörten Schlafs. Der Schrei in tiefer Nacht gehört dazu, mit dem die Täter hochfahren. So geschieht es Klytaimnestra. Ihr nächtliches Kreischen eröffnet eine große Tradition. Als Macbeth den König erstochen hat, hört er im nächtlichen Schloß eine Stimme, die ruft: »Sleep no more! Macbeth does murder Sleep!« Das ist eine Halluzination, und die Lady treibt sie ihm auf der Stelle in einer energischen Kurztherapie aus. Sie kennt so etwas nicht. Sie verfügt über unerhörte Kräfte der Verdrängung. Dennoch wird auch sie von den Mächten der Zerrüttung eingeholt. Den tiefen Schlaf kann sie zwar herbeizwingen, aber dann beginnt sie, in diesem Schlaf zu wandeln und immerzu die Hände zu waschen. Der Arzt, ein nüchterner Mann, der sie heimlich beobachtet, sagt: »More needs she the divine than the physician« – »Die braucht den Geistlichen mehr als den Arzt.« Ein Stück Wissenschaftsgeschichte auch dies. Hofmannsthals Klytaimnestra behängt sich »über und über mit Edelsteinen und Talismanen«. Einer der vielen Steine, denkt sie, wird doch wohl die Kraft besitzen, die bösen Träume zu bannen. Es ist der genialste Zug von Hofmannsthals Nachdichtung. »Ich will nicht länger träumen«, jammert sie, so daß es jeden jammert, der es hört.

Es gibt viele Varianten des vollzogenen Gerichts über das Täterpaar. Ihre Liebe kann sich in Haß verkehren, oder sie beginnen gegeneinander zu operieren, oder sie werden von der Polizei abgeholt, oder eine böse Krankheit befällt sie. Irgendwie muß die Literatur den Beweis erbringen, daß jede Schuld eines Tages gerächt werde. Und sie muß den Beweis um so dringender liefern, je weniger der Sachverhalt zutrifft. Schön wär's ja. Der Schluß der »Liaisons dangereuses« etwa gerät zur reinen Pflichtübung in Sachen Gerechtigkeit. Wie

ein *Judex ex machina* kommen die Pocken über die schöne, böse Madame de Merteuil. Das ist nur noch trivial, während vorher, in dem unerhörten 81. Brief, die Reflexionen dieser Frau auf die Geschlechterrollen und ihr deklariertes Entschluß, diese umzukehren, den Roman aus allen Konventionen gerissen hat. Zolas Roman »Thérèse Raquin« wiederum, der das Täterpaar im kleinbürgerlichen Paris ansiedelt, besteht zu zwei Dritteln aus einer wahren Enzyklopädie der seelischen Zerrüttung. In eine solche Geisterbahn der endogenen Dämonen ist kein anderes Werk je eingebogen.

Wie sich die ekstatische Liebe der zwei Täter zwischen Mysterium und Pathologie bewegt, unentscheidbar, so bewegt sich auch der Backlash des Gerichts über das verwegene Paar zwischen Wissenschaft und Geheimnis. Wir aber stehen da wie Shakespeares Arzt nach der Begegnung mit der schlafwandelnden Lady Macbeth. Der erschütterte Mann sieht sich an der Grenze seines Wissens und muß Dinge denken, die er nicht auszusprechen wagt: »I think, but dare not speak.«

AUSHÄNDIGUNG DES ORDENSZEICHENS
AN EIN NEUES MITGLIED

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

LORD RALF DAHRENDORF

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 7. Juni 2004

FRITZ STERN sprach die Laudatio auf LORD RALF DAHRENDORF:

Herr Bundespräsident, Frau Staatsminister,
Lord Dahrendorf, lieber Ralf,
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Der Orden Pour le mérite hat mir die Ehre anvertraut, Lord Dahrendorf in seinem Namen und zu seiner und meiner Freude hier einzuführen. Verbunden damit ist, so gebietet es die Tradition, die Pflicht, das Werk des neuen Mitglieds zu würdigen. Bei einem so reichen Schaffen, einer so überwältigenden Leistung in Wissenschaft und Politik, in Forschung und im öffentlichen Leben, als Aufklärer und Ratgeber in vielen Kontinenten, als begnadeter Schriftsteller und als Bürger zweier Nationen: da ist es schwer, auch nur die Höhepunkte eines von Leidenschaft und praktischer Vernunft bewegten Lebens anzudeuten. So will ich ganz gezielt ausweichen, um unserem neuen Mitglied den Orden vorzustellen und um damit gewisse Wahlverwandschaften anzudeuten.

Geistiger Urheber des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und erster Ordenskanzler war Alexander von Humboldt. Er selbst sprang über Grenzen, entdeckte viele Teile der Welt, sinierte über die Eigenart fremder Länder. In seinem 29. Jahr besuchte er Goethe und Schiller in Weimar, und als Sproß des deutschen Humanismus begab er sich im gleichen Jahr, 1798, nach Paris, zur Zeit der großen Revolution und begann im selben Jahr seine großen Entdeckungsreisen. Er lebte später für 23 Jahre in Paris, ein Mann des 18. Jahrhunderts mit der Energie und dem wissenschaftlichen Ethos des 19. Jahrhunderts, ein Wissenschaftler und Künstler, dessen Ausstrahlung bis in unsere Tage reicht. Er schrieb in mindestens zwei Sprachen, und sein Werk umfaßt ungefähr 50 Bände. Lord Dahrendorf hat empirische Sozialforschung »große Entdeckungsreisen« genannt. Ich spüre entfernte Ähnlichkeiten mit unserem geistigen Vater Humboldt, und es ist doch erfreulich festzustellen, wie Kontinuität und radikale geistige Erneuerung sich verbinden lassen ...

Der Orden wurde 1952 von Theodor Heuss, jenem Glücksfall deutscher Geschichte, neu gegründet, und Lord Dahrendorf ist Liberaler in seinem Sinne und pflegt sein geistiges Erbe. Als zweiter Soziologe wurde Raymond Aron in den Orden gewählt, dessen großen Werke und Leistungen sich nicht auf ein Fach beschränkten und dessen politisches Engagement dem Selbstverständnis und dem Frieden Europas und der westlichen Welt diene. Lord Dahrendorf ist kein Fremder im Orden, er hat große Vorgänger und bestätigt auf schönste eine erprobte Tradition.

Lord Dahrendorf hat eine Fülle von Themen in Angriff genommen, es ist mir unmöglich, auch nur die Reichweite seiner Arbeiten anzudeuten. Seine Produktivität, überwältigend und beinahe beklemmend, überschreitet jede Norm, dazu kommt, daß er stets neue Gebiete erschließt; seine historischen und biographischen Schriften sind Kunstwerke, die ein sicheres psychologisches Urteil verraten. Er hat Mißstände unserer Welt diagnostiziert, politische wie soziale, und er hat Reformen gefordert und sie oft auch durchgesetzt. Er hat sowohl Wissenschaft wie Politik als Beruf empfunden und beiden zu gegenseitigem Gewinn gedient. Er hat die Sozialwissenschaften ge-

fördert und der Soziologie eine empirisch belegte Menschlichkeit vermittelt. In allem, was er schreibt und sagt, zeigt sich die Klarheit seines Denkens und die Schärfe des Ausdrucks. Er ist ein Stilist in mindestens zwei Sprachen, es ist ein Gewinn ihn zu lesen und ein Genuß.

Bei aller geistigen Flexibilität und nie erlahmenden Mobilität ist Lord Dahrendorf im Grunde ein Erzieher, ein Erzieher zur Freiheit. Er nannte sein frühes grundlegendes Werk, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, ein »Plädoyer für das Prinzip der liberalen Demokratie«, und in ihm stellte er die deutsche Frage, in bewußter Beziehung zu einem der großen Werke des europäischen Geistes, Tocquevilles *Demokratie in Amerika*. Der Versuch der Analyse ähnelt Tocqueville, aber der empirische Unterbau war neu. Wieso schlug Deutschland einen Sonderweg ein, was waren die sozialen Voraussetzungen für deutsche Fehlgänge? Die deutsche Frage, so urteilte Dahrendorf, »verlangt ... soziale Aktivität«.

Und für soziale Aktivität hat Dahrendorf sich eingesetzt. Für ihn ging es nie nur um Freiheit von Zwang, sondern stets auch um Freiheit für ein Leben im Anstand. Die wiederum empirisch belegten Forderungen nach »Bildung als Bürgerrecht« und für »Lebenschancen« zeugen davon. Wie bei seinem Lehrer und Freund Karl Popper steht bei ihm das Verlangen nach Offenheit und die Anerkennung der Notwendigkeit von Konflikt an führender Stelle.

Bei Ralf Dahrendorf war die persönliche Erfahrung der Unfreiheit im Nationalsozialismus der geistige und politische Ansporn, sich in seinen beiden beinah Heimatländern für die Freiheit unter neuen Umständen zu engagieren: »Die zehn Tage Einzelhaft haben jenen fast klaustrophobischen Drang zur Freiheit in mir geweckt, den aus den Eingeweiden kommenden Widerwillen gegen das Eingesperrtsein ...«

Ralf Dahrendorf hat einen Drang nach Wirklichkeit, ein geschultes Verlangen nach Erfahrung. Bei ihm sind Wissenschaft und praktische Erfahrung aufs engste verbunden. Er erlebt den Wandel der Zeit, beeinflußt ihn, wie in jenen großen Tagen, als der Osten sich selbst befreite, aber er zieht auch geistige Folgen, die ihm schmerz-

haft erscheinen. Blitzartige Einsichten werden durch Pointierungen, manchmal in Streitgesprächen, vermittelt. Er kennt und liebt das parlamentarische Leben. Er hat es in zwei Ländern erlebt, aber sieht jetzt die Bedrohung parlamentarischer Macht und als Mindestprinzip der Politik verlangt er Rechtsstaatlichkeit. Und das beeindruckt jemanden wie mich, der sich um die Demokratie in Amerika sorgt.

Lord Dahrendorf wird mal gerühmt oder mal gescholten als Euro-skeptiker, wobei seine Skepsis sich auf Brüssel konzentriert. Er selbst ist der Inbegriff eines Europäers, oder wie er es definiert, er ist ein *deutscher* Europäer. In Zukunft will er sich mit Persönlichkeiten befassen, die den entsetzlichen Versuchungen des 20. Jahrhunderts, des Totalitarismus, widerstanden haben, Männern wie Karl Popper, Raymond Aron und Isaiah Berlin. Er nennt sie Erasmus-Menschen in Erinnerung an den großen Humanisten Europas, der in den grausamen Wirren seiner Zeit der Kunst der Vernunft, der Toleranz und dem heilendem Humor treu blieb. Lord Dahrendorf ist selber ein Erasmus-Mensch, und wie sein Vater ist er nicht nur resistent gegenüber politischen Versuchungen, sondern hat stets den Kampf gegen Unmenschlichkeit als selbstverständliche Pflicht betrachtet.

Erlauben Sie mir, mit zwei persönlichen Bemerkungen zu schließen. Golo Mann, dessen Ordenszeichen ich mit großer Dankbarkeit trage, erklärte einst: »... wer die dreißiger und vierziger Jahre als Deutscher durchlebt hat, der kann seiner Nation nie mehr völlig trauen, der kann der Demokratie so wenig völlig trauen, wie einer anderen Staatsform, der kann dem Menschen überhaupt nicht mehr völlig trauen ... Der wird, wie sehr er sich auch Mühe geben mag, und soll, in tiefster Seele traurig bleiben, bis er stirbt.« Ralf Dahrendorf, 20 Jahre nach Golo Mann geboren, ist sich dieser historischen Last bewußt, aber er setzt sein Leben ein, um für den Schutz des Anstands zu wirken, um die Voraussetzungen für neues Vertrauen zu erforschen und zu verwirklichen, um die Trauer durch berechtigte Hoffnung zu mildern.

Ralf Dahrendorf und ich haben uns vor 47 Jahren in Kalifornien in einem neu errichteten *Center for Behavioral Sciences* getroffen, in

einer Gesellschaft die interdisziplinär und international war, zu einer Glanzzeit amerikanischer Wissenschaft. Er war der Jüngste in der damaligen Gruppe und das anerkannte Wunderkind europäischer Bildung und praktischer Vernunft. Ein Wunder, lieber Ralf, bist du geblieben. Was uns sofort verband, auch ohne Worte, war die Tatsache, daß wir beide, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, von der Erfahrung des Nationalsozialismus geprägt wurden. Diese bejubelte Katastrophe war für uns, wie für Aron und viele andere, der Anfang politischer Erziehung, für dich Auftakt zu einem Leben, das du dem Schutz von liberalen Prinzipien widmest. Als wir uns im Frühjahr 1958 in San Francisco trennten, wußte ich, daß du mich dem Land, das mich verstoßen hatte, nähergebracht hast. Es bedarf keiner weiteren Worte, daß mich die heutige Stunde tief bewegt und mich mit dankbarem Staunen über die List der Geschichte erfüllt. Das Persönliche verblaßt, wenn ich jetzt im Namen des Ordens *Pour le mérite* Lord Dahrendorf willkommen heiße und mit dem Ausdruck der Freude um unsere große Bereicherung schließe.

LORD RALF DAHRENDORF dankte mit folgenden Worten:

Die Aufnahme in den Orden *Pour le mérite* ist für mich ein bewegendes Ereignis.

Sie ist auch eine Überraschung, denn die ersten Debatten über Neuaufnahmen, die ich anhören konnte, haben mir deutlich gemacht, daß es fast unmöglich ist, Ordensmitglied zu werden. Es bedarf einer seltenen Kombination von – wie soll ich es sagen? – Glück und Mehrheitsvotum.

Die freigewordene Lücke war in meinem Fall die eines ausländischen Mitglieds und wohl eines Sozialwissenschaftlers. Daß mein ältester Freund Fritz Stern mich eingeführt hat, macht mich dankbar und ein wenig verlegen. Wir kennen uns seit nunmehr fast einem halben Jahrhundert, seit dem gemeinsamen Jahr am *Center for Advanced Study* in Palo Alto. Dort war seinerzeit auch ein anderes Ordensmitglied, Robert Solow, *Fellow*. Lange Zeit habe ich gehofft,

einer Sozialwissenschaft auf den Weg helfen zu können, die die von Solow so eindrucksvoll vertretene theoretische Strenge auf große Themen des sozialen Wandels anwendet. Im Laufe der Jahre bin ich indes mehr oder minder reumütig der Mutter der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Gesellschaft, nämlich der Geschichte, nähergekommen. Auch dabei war Fritz Stern Vorbild und Helfer.

Theodor Heuss nannte den Orden – an dessen 100. Geburtstag er in dunkler Zeit, 1942, erinnerte – einen »Areopag des Geistes«. Die Areopagiten des alten Athen waren Richter, deren Urteil Gewicht hatte. Sie waren aber auch – in den Worten des »Athen«-Artikels im Rotteck-Welckerschen *Staats-Lexikon* – »eine moralische Aristokratie in der demokratischen Verfassung, denn nur ihr hohes Ansehen konnte ihnen Wirksamkeit verschaffen, da wir von keiner ihnen zur Verfügung stehenden ausübenden Gewalt etwas erfahren«. Solche Wirksamkeit kraft Ansehen ist eine Verpflichtung, der ich mich als neues Mitglied des Ordens gerne stelle.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
2003 – 2004

1. Zuwahlen 2003 – 2004

2. Berichte über die
 Ordenstagung in Berlin 2003
 Interne Tagung in Kloster Banz 2003
 Ordenstagung in Berlin 2004
 Interne Tagung in Wien 2004

3. Elisabeth Lichtenberger – Vortrag: »Was war und was ist Europa?«, gehalten anlässlich der Herbsttagung des Ordens Pour le mérite am 27. September 2004 in Wien

4. Lord Ralf Dahrendorf – Vortrag: »Geht der Arbeitsgesellschaft die Arbeit aus?«, gehalten anlässlich der Herbsttagung des Ordens Pour le mérite am 27. September 2004 in Wien

 Herbert Giersch – Ergänzung zum Vortrag von Lord Dahrendorf:
 »Arbeit für alle«

5. Bildteil

6. Verzeichnis der derzeitigen Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste

ZUWAHLEN

Am 2. Juni 2003 in Berlin

Ausländisches Mitglied

LORD RALF DAHRENDORF (Soziologe und Autor)

Am 7. Juni 2004 in Berlin

wurde kein neues Mitglied gewählt.

TAGUNGSBERICHTE

Frühjahrstagung in Berlin 2003

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 1. Juni 2003 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Tagungshotel Inter-Continental zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 2. Juni 2003 ebenfalls im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Paul B. BALTES
Günter BLOBEL
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Sir Henry CHADWICK
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Hans Magnus ENZENSBERGER
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Bronislaw GEREMEK
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Eberhard JÜNGEL
Eric KANDEL

Dani KARAVAN
Peter VON MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf MÖSSBAUER
Erwin NEHER
Christiane NÜSSLEIN-VOLHARD
Hubertus VON PILGRIM
Richard SERRA
Albrecht SCHÖNE
Fritz STERN
Günther UECKER
Robert WEINBERG
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER

Von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur
und Medien:

Hubert BOOS
Jutta HAAKE

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und bat vor Eintritt in die Tagesordnung um ein stilles Gedenken für die seit der letzten Tagung verstorbenen Ordensmitglieder Eduardo Chillida, Ernst Kitzinger und Sir Bernard Katz. Er erinnerte sodann an den 100. Geburtstag von Sir Ronald Syme, Adolf Butenandt und Konrad Lorenz. Anschließend überreichte Herr Zachau Herrn Serra die Ordensurkunde.

Im weiteren Sitzungsverlauf wurden Ordensangelegenheiten und Nachwahlen erörtert.

Die Begleitpersonen der Ordensmitglieder besuchten derweil das Käthe Kollwitz Museum.

Am Mittag des 1. Juni 2003 folgten die Ordensmitglieder und ihre Begleitpersonen einer Einladung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien zu einem Empfang mit anschließendem Mittagessen im Tagungshotel.

Am Nachmittag fand eine gemeinsame Besichtigung der Ausstellung »Die Azteken« im Martin-Gropius-Bau statt. Für den Abend hatte der Ordenskanzler die Ordensmitglieder und ihre Begleitungen zu der traditionellen Begegnung mit Kollegen aus dem Berliner Raum geladen.

Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 2. Juni 2003, der Besichtigung des sanierten Zeughauses mit dem neuen Ausstellungsgebäude von I.M. Pei und der Ausstellung »Idee Europa – Entwürfe zum Ewigen Frieden« fand am Nachmittag die öffentliche Sitzung des Ordens im Konzerthaus zu Berlin statt. Mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten im Schloß Bellevue fand die Tagung am Montagabend ihren festlichen Ausklang.

Herbsttagung 2003

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand am 28. und 29. September 2003 in Kloster Banz statt.

Es nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Paul B. BALTES
Günther BLOBEL
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Lord Ralf DAHRENDORF
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Horst FUHRMANN
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH

Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBER
Eberhard JÜNGEL
Peter VON MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Christiane NÜSLEIN-VOLHARD
Hubertus VON PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Robert SOLOW
Stig STRÖMHOLM
Jacques TITS
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER

Von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur
und Medien:

Hubert BOOS
Jutta HAAKE

Am Sonntag, dem 28. September 2003, kamen die Ordensmitglieder zu ihrer internen Sitzung zusammen, in deren Rahmen sich das neue Ordensmitglied Lord Dahrendorf vorstellte. Die Begleitpersonen der Ordensmitglieder besichtigten währenddessen das Schloß und den Park Rosenau.

Am Nachmittag wurde die Veste Coburg mit ihren Kunstsammlungen besucht. Herr v. Pilgrim trug zu der dortigen Graphiksammlung vor, in die Herr Andreae bereits beim Mittagessen kurz eingeführt hatte.

Beim Abendessen referierte Herr Burkert zum Thema »genius loci«. Am Montagvormittag hielt Herr Strömholm einen Vortrag über die Coburger Herzöge und ihre Vorfahren. Herr Baltes führte in das Thema »Zur Psychologie der Lebenszeit: Versuche und Versuchungen« ein. Herr Albach beleuchtete in seinem anschließenden Vortrag betriebswirtschaftliche Aspekte dieses Themas. Herr Jüngel

stellte theologische Überlegungen über die »Menschliche Lebenszeit in Erwartung der Ewigkeit« an.

Am Nachmittag besuchte man das Kloster »Vierzehnheiligen«, in dem ein Orgelkonzert stattfand. Hieran schloß sich eine Stadtführung durch Coburg mit Besichtigung des Schlosses Ehrenburg an.

Die Tagung klang aus mit einem festlichen Abendessen im Riesensaal des Schlosses Ehrenburg, das von dem Streichquartett der Bamberger Symphoniker umrahmt wurde.

Frühjahrstagung in Berlin 2004

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 6. Juni 2004 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Tagungshotel Inter-Continental zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 7. Juni 2004 ebenfalls im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Paul B. BALTES
Günter BLOBEL
Karl Dietrich BRACHER
Peter BUSMANN
Sir Henry CHADWICK
Lord Ralf DAHRENDORF
Manfred EIGEN
Albert ESCHENMOSER
Horst FUHRMANN
Walter GEHRING
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH

Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBER
Eberhard JÜNGEL
Eric KANDEL
Peter VON MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Erwin NEHER
Christiane NÜSSLEIN-VOLHARD
Hubertus VON PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Jacques TITS
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER
Rolf ZINKERNAGEL

Von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur
und Medien:

Hubert BOOS

Jutta HAAKE

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und bat vor Eintritt in die Tagesordnung um Unterzeichnung der Widmung in einem Exemplar des Jubiläumsbandes, welchen er im Rahmen des Abendessens Herrn Berggruen anlässlich dessen 90. Geburtstages überreichen wolle.

Im weiteren Sitzungsverlauf wurden Ordensangelegenheiten und Nachwahlen erörtert.

Am Mittag des 6. Juni 2004 folgten die Ordensmitglieder und ihre Begleitpersonen einer Einladung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien zu einem Empfang mit anschließendem Mittagessen im Tagungshotel. Am Vormittag besichtigten die Begleitpersonen der Ordensmitglieder das Ägyptische Museum.

Am Nachmittag fand ein gemeinsamer Besuch des Jüdischen Friedhofs Weißensee statt. Für den Abend hatte der Ordenskanzler die Ordensmitglieder und ihre Begleitungen zu der traditionellen Begegnung mit Kollegen aus dem Berliner Raum geladen.

Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 7. Juni 2004 und der sich daran anschließenden Besichtigung der Ausstellung des Museum of Modern Art (»MoMa«) in der Neuen Nationalgalerie fand am Nachmittag die öffentliche Sitzung des Ordens im Konzerthaus statt.

Mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten im Schloß Charlottenburg fand die Tagung am Montagabend ihren festlichen Ausklang.

Herbsttagung 2004

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand am 26. und 27. September 2004 in Wien statt.

Es nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Günter BLOBEL
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Lord Ralf DAHRENDORF
Albrecht DIHLE
Hans Magnus ENZENSBERGER
Albert ESCHENMOSER
Horst FUHRMANN
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Hermann HAKEN
Nikolaus HARNONCOURT
Friedrich HIRZEBRUCH

Eric KANDEL
Dani KARAVAN
Peter VON MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Ernst NEHER
Christiane NÜSSLEIN-VOLHARD
Albrecht SCHÖNE
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Niklaus WIRTH
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER
Rolf ZINKERNAGEL

Von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur
und Medien:

Horst CLAUSSEN
Susanne WERNER

Am 26. September 2004 besichtigten die Ordensmitglieder und ihre Begleitpersonen die Grablege der Habsburger in der Kapuzinergruft und die Schatzkammer, in der unter anderem die Reichskleinodien aufbewahrt werden.

Am Nachmittag des gleichen Tages fand eine Führung des Ordensmitgliedes Nikolaus Harnoncourt durch die »Sammlung alter Musikinstrumente« des Kunsthistorischen Museums statt.

Anschließend wurde das Stift in Klosterneuburg besichtigt. Daran schloss sich ein gemeinsames Abendessen an.

Am Morgen des 27. September fand eine gemeinsame Sitzung der in- und ausländischen Ordensmitglieder und deren Begleitungen mit Mitgliedern des Österreichischen Ehrenzeichens statt. Zunächst stellte der Ordenskanzler in einem Vortrag den Pour le mérite vor, sodann die jeweiligen Obleute die beiden Kurien des Österreichischen Ehrenzeichens. Dann sprach das Mitglied des Österreichischen Ehrenzeichens Elisabeth Lichtenberger über das Thema »Was

war und was ist Europa?«. Lord Dahrendorf trug anschließend über die Frage vor: »Geht der Arbeitsgesellschaft die Arbeit aus?«. Ergänzt wurde der Vortrag durch Ausführungen von Herrn Giersch. Beide Vorträge und die genannte Ergänzung wurden angeregt diskutiert. Sie sind im Anschluß an diesen Tagungsbericht abgedruckt. Nach dieser Veranstaltung fand ein festliches Mittagessen mit den Trägern des Österreichischen Ehrenzeichens und ihren Begleitungen statt. Am frühen Nachmittag trafen sich die in- und ausländischen Ordensmitglieder zu einer internen Sitzung. Währenddessen besichtigten die begleitenden Damen der Ordensmitglieder das neu eröffnete Museum im Palais Liechtenstein.

Am späten Nachmittag empfing der Bundespräsident der Republik Österreich, Dr. Heinz Fischer, die Ordensmitglieder und ihre Begleitpersonen gemeinsam mit Trägern des Österreichischen Ehrenzeichens in der Wiener Hofburg.

Hieran schloß sich eine Abendführung durch die Michelangelo- und Rubens-Ausstellung in der Albertina an, mit der das Programm ausklang.

Vortrag anlässlich der gemeinsamen Sitzung der Mitglieder des Ordens Pour le mérite und des österreichischen Ehrenzeichens für Wissenschaft und Kunst im September 2004 in Wien.

ELISABETH LICHTENBERGER

WAS WAR UND WAS IST EUROPA?

Präambel

Das Thema »Was war und was ist Europa?« besitzt Aktualität. Vor wenigen Tagen, am 23. September, hat EU-Kommissar Verheugen den Medien mitgeteilt, daß die juristischen Probleme mit der Türkei ausgeräumt seien und einer Aufnahme von Beitrittsverhandlungen mit der EU nichts im Wege stehe.

Damit Staaten von der EU aufgenommen werden, beschloß der Europäische Rat im Jahre 1993 die Kopenhagener Aufnahmekriterien. Sie umfassen drei Dimensionen staatlicher Strukturen als notwendige Voraussetzungen für eine zukünftige Mitgliedschaft. Ich darf sie rekapitulieren:

Die erste Dimension beinhaltet Merkmale zur Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, zu Menschenrechten und zum Schutz der Minderheiten. Wenn über die Erfüllung der Kriterien Konsens besteht, dann können Verhandlungen aufgenommen werden, in deren Verlauf über die zweite und die dritte Dimension verhandelt wird. Die zweite Dimension betrifft die Struktur der marktwirtschaftlichen Organisation der Wirtschaft, bei der dritten Dimension handelt es sich um die Übernahme des gesamten Rechtsbestandes der Union, des sogenannten »acquis communautaire«, in die nationale Gesetz-

gebung. Zur Zeit sind dies etwa 80 000 Seiten an Verordnungen und Richtlinien.

Mein Vortrag erfolgt am Scheideweg der Europäischen Union zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Er besteht aus drei Teilen:

- Im ersten Teil geht es um die Frage nach der historischen Identität des Kulturerdteils Europa,
- im zweiten Teil wird die Frage nach den Besonderheiten des Projekts Europa gestellt,
- und zum Abschluß gehe ich auf die aktuelle Thematik der potentiellen Separierung der Europäischen Union vom Kulturerdteil Europa ein.

1. Was war Europa?

Ich möchte zur Kennzeichnung drei Gegensatzpaare verwenden und eröffne mit dem Gegensatzpaar von christlichem und aufgeklärtem Europa.

Das christliche Europa erlangte seine Ausstilisierung im hohen Mittelalter mit der Papstkirche als organisatorischer Einheit, neben der gleichzeitig eine Vielzahl von Staaten existierte. Der damals entstandene Dualismus von Kirche und Staat ist zu einer sozialgeschichtlichen Tatsache ersten Ranges geworden. Für dieses christliche Europa des Mittelalters hat die deutsche Geschichtsforschung den Begriff des Abendlandes verwendet, dessen Grenzen nach Osten hin vom Baltikum über die Buglinie bis zur Adria reichten. Ich erwähne dies deswegen, da mit der EU-Erweiterung gleichsam eine Rückkehr zum mittelalterlichen Europabegriff erfolgt ist.

Die zweite dem Christentum gleichwertige europäische Idee entstand im 18. Jahrhundert. Der Kreuzzug der Aufklärung begann in Frankreich und verbreitete sich über die Höfe und Salons der Aristokratie bis nach Russland. Ein wichtiges Ereignis im kulturellen Gedächtnis bildete das Erdbeben von Lissabon am 1.11.1755 mit 30 000 Toten, welches durch die Zeitungen und Voltaires »Poème sur le dé-

sastre de Lisbonne« verbreitet wurde. Die aufgeklärte Gesellschaft mußte lernen, sich in einer Welt einzurichten, in der die Ideologie von Sünde, Schuld und göttlicher Bestrafung durch die Vorstellung von Katastrophe und Risiko zu ersetzen war.

Die Säkularisierung der europäischen Gesellschaft begann von oben und veränderte den gesamten Charakter der europäischen Kultur. Als bedeutendes politisches Produkt entstand der aufgeklärte Absolutismus, der eine humanitäre Geisteshaltung in die Staatsraison eingebracht hat. Mit durchgreifenden Reformen wurden alle wichtigen öffentlichen Einrichtungen geschaffen – Volksschulen, Spitäler, Waisenhäuser, Arbeitshäuser – und die hierarchische Organisation der Papstkirche nachgebildet. Durch die Schaffung des Beamtenstandes mit seiner spezifischen Standesehre und einem aufgeklärten Bewußtsein ist damals eine der großen europäischen Errungenschaften entstanden.

Das zweite Gegensatzpaar ist das kapitalistische und das sozialistische Europa. Europa ist nicht nur christlich und zugleich aufgeklärt, sondern auch dort, wo der produktive Kapitalismus seinen Ausgang nahm. Gewinne werden dabei nicht wie in orientalischen Hochkulturen als Renten eingestreift und für die Ausgestaltung der religiösen und politischen Repräsentation sowie der persönlichen Lebenssphäre verwendet – wie es im Orient noch heute üblich ist –, sondern in den Fernhandel bzw. in die Produktion investiert und landen letztlich im Bankenwesen, um weitere Investitionen anzukurbeln und zusätzliche Gewinne zu erzielen.

Dieser produktive Kapitalismus entstand in seinen ersten Ansätzen im Mittelalter in Italien und verbreitete sich in der Neuzeit mit der in Frankreich beginnenden Revolution in Wechselwirkung mit der Industrialisierung in einem mehr als ein Jahrhundert beanspruchenden Prozeß vom Westen nach Osten hin, um hier die neue Organisationsform des Staatskapitalismus anzunehmen. Damit ist bereits die nächste Innovation angesprochen.

Europa ist nämlich auch dort, wo die Lehre von Karl Marx entstanden ist und breit Fuß gefaßt hat. Als kommunistische Doktrin fand

sie zunächst in Rußland eine politische Heimstätte und hat von hier aus verschiedene europäische Staaten invadiert.

Beide in Europa entwickelten politökonomischen Systeme, der Kapitalismus und der Kommunismus, hatten durch die Teilung Europas die ›Chance‹, sich in der Praxis und damit real auf europäischen Territorien bewähren zu können. Das Ergebnis ist bekannt! Die Überlegenheit des produktiven Kapitalismus gegenüber dem Staatskapitalismus zählt zu den historischen Tatsachen.

Das dritte Gegensatzpaar kann man mit den Schlagwörtern Regionalisierung und Globalisierung umschreiben.

Die Frage ist bisher strittig geblieben, wieso gerade dieser politisch so stark zersplitterte Kulturerdteil Europa, dessen enorme territoriale und ethnische Fragmentierung heute unter dem Dachbegriff »Europa der Regionen« versteckt wird, zuerst als Entdecker des Globus aufgetreten ist und dann in einer weltumspannenden Expansion von Menschen und Kapital weite Teile der Erde beherrschen und überdies mit immer neuer innovativer Kraft geistige und materielle Güter erzeugen und exportieren konnte.

Dieser als »Europäisierung der Erde« bezeichnete Vorgang in der Neuzeit ist als ein umfassendes Syndrom von ›Exporten‹ aufzufassen, beginnend mit dem wissenschaftlichen Interesse an der Vermessung und Erschließung des Globus und mit dem synchron vor sich gehenden Ausgreifen europäischer Handelsinteressen sowie den Missionierungsoffensiven der Kirche.

Politische und ökonomische Faktoren brachten schließlich die massenhafte Auswanderung europäischer Bevölkerung in Gang und damit die Ausbreitung von europäischen Sprachen, Institutionen, Technologien und Produktionsweisen, gesellschaftlichen Normen und Wertesystemen in großen Teilen der Erde.

Europa ist in der Neuzeit der Kontinent gewesen, dem es gelungen ist, globale Innovationen zu setzen. Die vielzitierte Europäisierung der Erde ist de facto eine erste Globalisierung gewesen! Von Europa aus haben sich die christlichen Religionen ebenso wie die Aufklärung und der Kapitalismus sowie die sozialistische Doktrin ausgebreitet.

Die Idee des Nationalstaates hat von Europa aus den Globus erobert. Ethnische Konflikte und Säuberungen größten Umfangs waren die Folge.

Europa hat ein halbes Jahrtausend Weltgeschichte geschrieben. Vor dem Hintergrund der Europäisierung der Erde ist auch die eurozentrische Weltsicht entstanden, d.h. die europäische Sichtweise globaler Phänomene, die wir noch immer nicht ganz abstreifen konnten. Gerade diese enorme, von Europa ausgehende Dynamik in der Neuzeit, welche die heutige westliche Welt weitgehend geschaffen hat, macht es zu Beginn des 21. Jahrhunderts schwierig, die politische und kulturelle Identität von Europa gegenüber den Identitäten der europäischen ›Neuländer‹ abzugrenzen und die ›europäische Identität‹ als solche zu spezifizieren. Von v. Weizsäcker stammt der Ausspruch, daß sich Europa von San Francisco bis Wladiwostok erstreckt, weil sowohl die USA als auch die ehemalige Sowjetunion europäische »Auswüchse« darstellen.

Mit dieser Aussage mache ich den Sprung in die Gegenwart und frage:

2. Was sind die Besonderheiten des Projekts Europa?

Der Ausbau des Hauses Europa war der Begriff der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts – von Gorbatschow geprägt, medial vermarktet –, mit dem das Grundprinzip des europäischen Einigungsprozesses angesprochen wurde: der Begriff des Hauses – ein Terminus, mit dem im 18. Jahrhundert die europäischen Dynastien, allen voran die Habsburger, erfolgreich ihre Territorien vergrößert haben. Sie taten dies mittels Eheverträgen zwischen den Herrscherhäusern. In das 21. Jahrhundert transferiert, könnte der von den Habsburgern übernommene und auf die Europäische Union angewandte Spruch daher lauten: ›Andere mögen Kriege führen, du, glückliches Europa, schließe Verträge!‹

Damit ist die entscheidende Aussage getroffen. Sie lautet: »Was die EU ist, ist sie durch Verträge.« Es hat ein halbes Jahrhundert in Anspruch genommen, das Haus Europa zu schaffen. Die Namen von Städten markieren die Schritte der geographischen Konstruktion von

Europa durch die Aufnahme weiterer Mitglieder und eine entsprechende Erweiterung des Territoriums. Insgesamt sind 5 Erweiterungsschritte erfolgt, darunter der letzte im Jahre 2004, welcher die Teilung Europas annulliert und West und Ost vereinigt hat. Mittels der jeweiligen Einwohnerzahlen seien die Schritte markiert:

Als Nachbau des Reiches von Karl dem Großen und mit dem Begriff von Kerneuropa ausgestattet, begann die Gemeinschaft für Kohle und Stahl 1951 mit den Staaten Frankreich, Deutschland, den Benelux-Ländern und Italien. Es waren damals insgesamt 168 Mio. Einwohner, die erste Erweiterung 1973 brachte eine Zunahme auf 256 Mio., die dritte 1986 auf 12 Mitglieder mit 321 Mio. – sie führte zur Schaffung des Logos der EU –, die vierte 1995 auf 15 Mitglieder mit 381 Mio. und die fünfte 2004 brachte eine Zunahme auf 25 Mitglieder mit 455 Mio. Einwohnern. Die 6. mit 3 weiteren Mitgliedern ist für 2007 geplant. Die EU wird sich dann mit rund 489 Mio. Menschen bereits knapp unter der halben Milliarde befinden. Sie ist bereits jetzt nach China und Indien die drittgrößte staatliche Gemeinschaft der Erde.

Das Territorium der EU ist damit weitgehend abgerundet. Nur zwei Staaten, die Schweiz und Norwegen, sind keine Mitglieder, ihr gesamtes Preis- und Lohnniveau liegt ganz wesentlich über dem der benachbarten EU-Staaten, und sie haben bisher kein Interesse an einer Vollmitgliedschaft bekundet.

Über diesen europäischen Einigungsprozeß ist viel geschrieben worden. Bemerkenswert ist sein semantischer Erfolg: Europa wird heute durchwegs mit der Europäischen Union identifiziert. Die machtvolle Brüsseler Realität überlagert und verdrängt die europäische Idee. Europa, das sind heute Assoziationen mit einer gemeinsamen Währung, einem gemeinsamen Markt, einer befriedeten Wettbewerbs- und Wohlstandsgesellschaft, einer übernationalen Bürokratie der Rechtsvereinheitlichung, die Standards erzeugt für Viehställe und Lebensmittelfarbstoffe, für Ausbildungsstunden von Krankenpflegern und sogar für Schalleistungspegel der Rasenmäher.

Europa als Kulturerdteil ist daher nur dort von Relevanz für die Fragestellung, wo es um die Lebensqualität der lokalen Bevölkerung, um kulturhistorische Perspektiven und die Vermarktung des bau-

lichen und kulturellen Erbes für die internationale Freizeitgesellschaft sowie um das »Europa der Regionen« geht.

Was sind nun die Besonderheiten des »Projektes Europa«, eines einmaligen, nicht vergleichbaren Prozesses? Ich möchte drei hervorheben: das Friedensprojekt, das Wirtschaftsprojekt und das Sozialprojekt.

Zunächst zum Friedensprojekt:

Die europäische Geschichte ist eine Geschichte der Kriege. Im kollektiven Gedächtnis von Nationen, wie es durch die Schulbücher der europäischen Staaten von Generation zu Generation weitergegeben wird, spielen die Kriege eine entscheidende Rolle. Heeresgeschichtliche Museen demonstrieren die Waffentechniken vom Mittelalter bis an die Schwelle der Gegenwart.

Zu Recht ist daher die Europäische Gemeinschaft mit dem Ziel entstanden, Kriege zwischen ihren Mitgliedern unmöglich zu machen. Diese Friedensideologie als Basis der inzwischen zur EU herangewachsenen europäischen Staatengemeinschaft ist in der Gegenwart bereits so selbstverständlich geworden, daß die europäischen Kriegsschauplätze der Vergangenheit von einer nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Generation wiederentdeckt werden und die historischen Schlachtfelder der Auseinandersetzung zwischen den beiden großen Partnern und Begründern der Europäischen Gemeinschaft, Frankreich und Deutschland, Sightseeing-Attraktionen geworden sind. Schulklassen und Touristengruppen besichtigen in Verdun ein Areal, auf dem die blutigste Schlacht der Weltgeschichte in einem Stellungskrieg in der französischen Schichtstufenlandschaft insgesamt 700 000 französischen und deutschen Soldaten das Leben gekostet hat. Mit diesem enormen Blutzoll wurde der Erste Weltkrieg entschieden, somit in einem zahlenmäßigen Vorgriff auf die Entscheidungsschlacht bei Stalingrad, wo mit einem ähnlich hohen Blutzoll der Anfang vom Ende des Zweiten Weltkriegs begonnen hat. Im Katalog der Ausstellung in Berlin 2003 über »die Idee Europa« kann man die Vision von Victor Hugo 1849 nachlesen: »Der Tag

wird kommen, an dem man eine Kanone im Museum zeigen wird, so wie man dort heute ein Folterwerkzeug ausstellt und darüber staunt, daß so etwas möglich war!« (S. 189).

Mit dem makabren Wandel der größten Schlachtfelder und Ruinenstätten zu Touristenattraktionen wird sehr eindrucksvoll belegt, daß mit der Schaffung der Europäischen Union die Zeit der Pax Europaea gekommen ist, wie dies die Gründerväter der Europäischen Gemeinschaft gehofft hatten.

Der Vater des Projekts des Binnenmarktes, Jacques Delors, der ehemalige Präsident der Europäischen Kommission, hat einmal gesagt: »Niemand verliebt sich in einen Binnenmarkt.« Nichtsdestoweniger ist die Schaffung eines gemeinsamen Binnenmarktes das Herzstück der Europäischen Union, auch wenn dieser die Bürger weniger beschäftigt hat als die Einführung der gemeinsamen Währung.

Die Idee eines gemeinsamen Binnenmarktes ohne Grenzen und Zölle, aber mit einheitlichen Formularen und Vorschriften wurde zur Triebfeder der Politik, aber auch zum Standortvorteil Europas. Die Schaffung eines gemeinsamen Wanderungsraumes hängt mit dem Binnenmarkt zusammen. Wer die Binnengrenzen für den Handel abschafft, der kann sie für den Personenverkehr nicht wieder errichten. Und wer den Menschen die freie und ungehinderte Mobilität und Niederlassung in Europa zusichert, der muß auch dafür sorgen, daß die mitgebrachten Qualifikationen überall anerkannt werden. Der Bologna-Prozeß der Gegenwart ist die konsequente Folge der Römischen Verträge von 1951. Heute ist der gemeinsame Binnenmarkt, seine Erhaltung und Sicherung, sowohl Quelle europäischer Politik als auch Instrument, um wirtschaftlich genauso erfolgreich zu sein wie die USA und die ost- und südostasiatischen Staaten.

Der große Heimmarkt ist ein Vorteil der USA, denn diese können sich damit von den Zyklen der Weltwirtschaft abkoppeln. Sie haben den Heimmarkt durch eine gemeinsame Währung gesichert und ziehen, wenn erforderlich, finanzielle Barrieren auf.

Die EU ist seit der Einführung der gemeinsamen Währung von den meisten Mitgliedstaaten der EU-15 und der EU-Erweiterung 2004

diesem Vorteil eines großen Heimmarktes ein wesentliches Stück näher gerückt. Die Erfolge gemeinsamer EU-Projekte wie beim Airbus und beim Eurofighter können freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die Dienstleistungssektoren langsamer geöffnet haben als die Warenmärkte. Dies gilt für den Verkehr und für den vielfach noch nicht vollzogenen Ab- und Umbau von nationalen Normen, Standards und beruflichen Qualifikationen. Nationswerdungsprozesse, die mehr als 1000 Jahre in Anspruch genommen haben, hinterließen ihre emotionalen Spuren in der Präferenz für nationale Produkte und werden noch lange Gültigkeit besitzen.

Der soziale Wohlfahrtsstaat ist in seiner heutigen Form ein Produkt der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, als Europa seine globale Position nach dem Zweiten Weltkrieg verloren hatte und – gleichsam auf sich selbst zurückgeworfen – in einer Welt der Zerstörung und des Mangels die Lebensgrundlagen seiner Bevölkerung wiederherstellen mußte. In der Zeit der Wirtschaftswunder, nicht nur in Deutschland, sondern in allen europäischen Staaten, erhielt die soziale Frage eine staatliche Heimstatt, wurde ›sozial‹ zum Grundbekenntnis der Gesellschaft und der Politik. Der Ausbau des sozialen Wohlfahrtsstaates begann in großem Stil und erreichte in einzelnen Staaten alle Bereiche des Lebens des einzelnen Bürgers. Schelsky hat zu Recht vom »Zuteilungsstaat« gesprochen. Das ›soziale Denken‹ erfaßte gleichermaßen Gesellschaft und Wirtschaft und hat ein zwar staatenweise unterschiedliches, insgesamt aber faszinierendes Gesamtergebnis bewirkt, welches der heutigen jungen Generation unter dem Begriff der ›sozialen Sicherheit‹ selbstverständlich erscheint und Europa grundsätzlich von Nordamerika unterscheidet.

In den 1990er Jahren setzte der Rückbau ein. Hierbei geht es in den meisten europäischen Wohlfahrtsstaaten um mehr als um die Sozialpolitik im engeren Sinn, nämlich um die Finanzierung des Pensionsystems und der Sozialfürsorge. Es geht um den gesamten bisherigen ›sozialen‹ Dienstleistungssektor der Staaten, alle Bildungseinrichtungen, von den Volksschulen bis zu den Universitäten, das Gesundheitswesen, den subventionierten öffentlichen Verkehr, die subven-

tionierte Landwirtschaft, den sozialen Wohnungsbau, das ›soziale Grün‹ und die sozialen Freizeiteinrichtungen. Es geht um die Regionalpolitik für zentrale Orte und entwicklungsschwache Gebiete. Grundsätzlich ist Optimismus angesagt. Die Europäische Union hat nämlich im Global-National-Interplay eine Zwischendecke eingezogen. Mit der Etablierung einer europäischen Regionalpolitik, welche über beachtliche Mittel verfügt (2004 40 Mrd. EUR), unterscheidet sich die Europäische Union grundlegend von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die europäische Regionalpolitik erfolgt mit der Zielsetzung eines regionalen Disparitätenausgleichs. Regionen erhalten damit einen spezifischen ›sozialen Stellenwert‹. In der Retrospektive kann man von einem Comeback der sozialen Wohlfahrtstendenzen des aufgeklärten Absolutismus des 18. Jahrhunderts im europäischen Zentralismus des 21. Jahrhunderts sprechen.

3. Quo vadis Europäische Union?

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts erscheint eine Standortbestimmung der EU in der Welt erforderlich. Das größte Experiment der Weltgeschichte, die Teilung Europas in zwei Hälften mit unterschiedlichen politischen Systemen, ist zu Ende, und im Anschluß daran hat die Europäische Union das Haus Europa wieder in die räumliche Konfiguration des mittelalterlichen Europas zurückgebracht und inzwischen im Welthandel den ersten Platz erobert.

Nun steht die Europäische Union an einem Scheideweg. Die Expansion in ein Terrain außerhalb des Kulturerdteils Europa ist angesagt. Was sind die Gründe?

Die Antwort ist schlicht und lautet: ›Wir leben im amerikanischen Zeitalter!‹ Die bereits genannte Pax Europaea steht unter dem Schutz des Atomschirms der NATO. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß mit der Gründung der NATO im Jahre 1949 die USA die militärische Kontrollfunktion über die in erster Linie von wirtschaftlichen Interessen getragene, kurze Zeit später gegründete Europäische Gemeinschaft übernommen haben und auch – dies wurde

stets viel zu wenig beachtet – die NATO die jeweiligen Schritte der Erweiterung vor denen der EU gesetzt hat; zuletzt bei der Aufnahme von Bulgarien und Rumänien 2004. Weitere sind für 2006 angekündigt, wie die Aufnahme von Kroatien, Albanien und Mazedonien. Nur wenige EU-Staaten, Schweden, Finnland, Österreich, sind bisher nicht der NATO beigetreten. Frankreich ist 1966 aus der NATO ausgetreten und bezieht seit 1996 wieder einen Beobachterposten. Budgets reflektieren das monetäre Potential von Institutionen und sind damit Indikatoren für die politische Macht. Das Budget der EU beträgt im heurigen Jahr 2004 115 Mrd. EUR (138 Mrd. US-Dollar). Das NATO-Handbook 2004 belegt für das Jahr 2000 für die NATO-Staaten Europas Gesamtausgaben für die Verteidigung in der Höhe von 159 Mrd. US-Dollar, dazu kamen von den USA nochmals 313 Mrd. US-Dollar, so daß sich das Gesamtbudget auf 472 Mrd. US-Dollar belief. Von der Bevölkerung nicht registriert, steuern die der NATO angehörenden EU-Staaten indirekt mehr Geld zur NATO bei als zum eigenen Staatenbund!

Die Aussage ist einsichtig, daß es für die EU derzeit schwierig ist, sich aus dem »militärischen Käfig« der NATO zu befreien. Sie befindet sich am Gängelband der USA, die in beiden Weltkriegen »den Kreuzzug nach Europa getragen« und gewonnen haben.

Es ist ebenso einsichtig, daß die Frage der Aufnahme des NATO-Staates Türkei in erster Linie im Interesse der USA gelegen ist, für welche bei weitgehender Identität der Mitgliedstaaten von EU und NATO die Steuerung beider Institutionen erleichtert wird. Nun ist ein potentiell EU-Mitgliedsland Türkei für die EU ein »trojanisches Pferd«, welches die USA gerne in die inzwischen ökonomisch als Konkurrenz recht mächtig gewordene EU hineinbringen wollen. Überdies kann dann Diplomatie und Kapital der EU in dem wichtigen vielgliedrigen Erdölrevier, welches sich von Zentralasien bis zur Arabischen Halbinsel spannt, besser in amerikanische Interessen »integriert« werden. Das neue geostrategische Feld für die EU würde dann einerseits vom Kaukasus, mit den Staaten Georgien, Armenien und Aserbeidschan, bis nach Zentralasien reichen – also in einen Raum, in dem sich die Interessen der USA mit denen von Rußland

und China überlagern – und andererseits in Vorderasien die Nachbarstaaten der Türkei, Iran, Irak, Syrien, Libanon und Israel, umfassen. Die EU müßte damit in der arabischen Welt eine neue Position beziehen und auch ihre Position gegenüber den Staaten am Südufer des Mare Nostrum des einstigen Römischen Reiches revidieren.

Nun ist in der noch nicht akzeptierten Verfassung der EU in Artikel 57 (1) zu lesen: »Die Union steht allen europäischen Staaten offen, die die in Artikel 2 genannten Werte achten und sich verpflichten, ihnen gemeinsam Geltung zu verschaffen.« Eine Liste der europäischen Staaten fehlt.

Da mit dem Verhandlungsbeginn der EU mit der Türkei der geographische Begriff Europa territorial nach Asien hinein erweitert wird, ist auch der Begriff »europäisch«, den die Verfassung verwendet, nicht mehr derselbe wie bisher. Er hat seine geographische Definition grundlegend verändert und damit auch seine 2000jährige Geschichte abgestreift! Die Europäische Union hat sich damit als Wirtschafts- und Währungsunion deklariert und über den Kulturerdteil Europa hinausgegriffen.

Unabhängig von der nur spekulativ zu beantwortenden Frage, wo im Laufe des 21. Jahrhunderts die Grenzen der EU in Asien oder Afrika liegen werden, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt die EU mit einer Eingliederung der Türkei außenpolitisch überfordert und muß innenpolitisch »als Laboratorium für die Europäisierung des Islam« mit einer Fülle von Konflikten rechnen. Ich darf dazu den bekannten Satz von Gorbatschow abwandeln: »Wer zu früh kommt, auch den bestrafen die Götter.«

Lassen Sie mich hier mit drei Sätzen schließen: Als globaler ökonomischer Player konnte sich die Europäische Union plazieren. Sie ist im 21. Jahrhundert dabei, sich in die große Weltpolitik zurückzumelden. Wenn sie hierbei ernsthaft und nicht nur als Satellit von Amerika zur Kenntnis genommen werden will, so wird sie sich in mittelfristiger Zukunft strategisch-militärisch abkoppeln und auf eigene Beine stellen müssen.

Vortrag anlässlich der gemeinsamen Sitzung der Mitglieder des Ordens Pour le mérite und des österreichischen Ehrenzeichens für Wissenschaft und Kunst im September 2004 in Wien.

LORD RALF DAHRENDORF

GEHT DER ARBEITSGESELLSCHAFT
DIE ARBEIT AUS?

Zwanzig Minuten sind mir gestattet, um über ein großes, möglicherweise das größte sozialökonomische Thema der Zeit zu sprechen: über die Zukunft von Arbeit und Beschäftigung. Das ist nicht als *captatio benevolentiae* gesagt. Auch wenn ich zwei Stunden hätte, könnte ich keine Lösung anbieten – und das, obwohl das Thema der Arbeit mich seit meiner Studienzeit beschäftigt, in der mein Lehrer in der Klassischen Philologie, Ernst Zinn, mich zum Studium des Arbeitsbegriffs in der griechischen Antike anregen wollte und mein Lehrer in der Philosophie, Josef König, mich durch den Hinweis auf den jungen Marx zu dessen arkadisch-anarchischer Vision menschlicher Tätigkeit führte: »heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wo ich gerade Lust habe; ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden«.

Da ich eine praktische Lösung der Arbeitsfrage auch nicht anzubieten habe, will ich ein paar grobe gedankliche Schneisen durch die Wirrnis des Themas mit Hilfe einiger wichtiger Autoren legen und mich daher unbefangen zwischen Philosophie, Soziologie und auch etwas Ökonomie bewegen. Die Frage, die ich stelle, ist: was ist in

modernen Gesellschaften, die in ihrer Struktur – den Lebensplänen ihrer Menschen, der sozialen Ordnung – Arbeitsgesellschaften sind, mit der Arbeit geschehen?

In Hannah Arendts *Vita Activa* findet sich der Satz: »Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht.« Sie fügt noch hinzu: »Was könnte verhängnisvoller sein?« Das ist 1960 geschrieben, beruht aber auf einer engen Definition von Arbeit als der zum Überleben nötigen Tätigkeit. In der ursprünglichen englischen Version (*The Human Condition*) klingt das übrigens weniger dramatisch: »What we are confronted with is the prospect of a society of labourers without labour, that is, without the only activity left to them. Surely, nothing could be worse.« Die Leute haben das Arbeiten zum Überleben gelernt, aber genau das ist nicht mehr nötig. Andere, höhere Tätigkeiten aber – Hannah Arendt spricht vom »Herstellen« (*work*) und »Handeln« (*action*) sind den meisten fremd. Das ist, nach Arendt, das Dilemma.

Es ist wahrscheinlich hilfreicher, einen weniger scharf definierten Begriff von Arbeit zugrunde zu legen, der alle Tätigkeiten, die zum Leben nötig und nützlich sind, einschließt. Auch dann noch ist festzustellen, daß im letzten Jahrhundert, und verschärft im letzten Halbjahrhundert, tiefgreifende Wandlungen stattgefunden haben. Nimmt man alle Arbeitsfähigen im weitesten Sinn der vor- und frühindustriellen Gesellschaften, also alle 16- bis 70jährigen, dann finden wir heute in entwickelten Gesellschaften tatsächlich weit weniger als 50 % auf dem Arbeitsmarkt. Auf der einen Seite haben Bildung und Ausbildung den Eintritt ins Arbeitsleben beträchtlich verzögert; auf der anderen Seite hat die Institution der Pensionierung einschließlich der Frühpensionierung das Arbeitsleben für die meisten verkürzt. Auch der Status der Arbeitsunfähigkeit ist zunehmend großzügig definiert worden. Immer weniger Arbeitende müssen die Einrichtungen, Werte und Verhaltensweisen der Arbeitsgesellschaft am Leben halten.

Es kommt hinzu, daß die Arbeitenden keineswegs mehr ein weitgehend arbeitsbestimmtes Leben führen. Früher war das Nicht- oder Wenig-Arbeiten ein Privileg. Thorstein Veblen hat es 1899 in seiner

»Theorie der Mußeklasse« (*Theory of the Leisure Class*) eindringlich beschrieben. Die vielen mußten arbeiten, die wenigen hatten Zeit. Heute ist es, so könnte man meinen, gerade umgekehrt. Menschen in Führungspositionen kennen keine 40-Stunden-Woche; sie bleiben fast rund um die Uhr verfügbar. Für die anderen aber sind nur mehr die Hälfte der Tage des Jahres Arbeitstage (wobei ich die obligate Grippe und das eine oder andere »Familienproblem« mitgerechnet habe). An diesen nimmt die Arbeit allenfalls die Hälfte der wachen Stunden in Anspruch. Auch für Beschäftigte ist die Arbeit keineswegs mehr der bestimmende Kern des Lebens. Sie ist übrigens auch nicht mehr das beherrschende Thema am Stammtisch oder am Küchentisch der Familie.

Das Beispiel trifft Deutschland mehr als andere Länder. Hier gibt es nicht nur besonders viele Feiertage und einen besonders hohen Krankenstand, sondern auch eine besonders hohe Arbeitslosigkeit. Ich kann nur anmerken, daß diese selbst ein spezifisch modernes Phänomen, ein Phänomen der Arbeitsgesellschaft ist. Dazu gibt es ein schönes Buch von Alexander Keyssar mit dem Titel *Out of Work: The First Century of Unemployment in Massachusetts*. Keyssar zeigt (1986), wie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Lage von Menschen, die ihren Arbeitsplatz verlieren und keine Alternative – kein Nebenerwerbsgewerbe, keine Verwandten auf dem Lande – haben, erst eigentlich entstanden ist. Für wie viele Arbeitslose das heute gilt, vor allem welche Unterschiede es da zwischen dem vollindustrialisierten England und etwa Italien gibt, wo immer noch ein Verwandter jemanden braucht, der auf dem Bauernhof oder in der Gaststätte hilft, wäre eine untersuchenswerte Frage.

Doch zurück zur vor allem deutschen Malaise. Die Reduktion der Arbeit bei gleichzeitiger Verlängerung der Lebenserwartung und einem auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträgen beruhenden Wohlfahrtsstaat ist kaum irgendwo ein ganz so akutes Problem wie in Deutschland. Der Arbeitsgesellschaft geht vielleicht weniger die Arbeit aus als die Arbeitswilligen.

Hier sind zwei weitere Veränderungen relevant, über die scharfsinnige Autoren Wichtiges gesagt haben. Meinhard Miegel, der

nachdenkliche und ideenreiche Sozialökonom, hat in mehreren Studien gezeigt, in welchem Maß die Zahl der »Normalarbeitsplätze« abgenommen hat. Teilzeitbeschäftigung, befristete Anstellung, auch neue Formen der Selbständigkeit breiten sich aus. Es gibt zunehmend zwei Klassen von Beschäftigten, solche mit ständigen Arbeitsplätzen und solche in flexibleren Formen der Anstellung. Das muß nicht zu einem Klassenkampf führen; vielen, vor allem Frauen mit Familie, ist die Flexibilität durchaus recht. Es hat aber Auswirkungen auf den sozialen Charakter und die wirtschaftliche Basis der Arbeitsgesellschaft.

Die zweite relevante Veränderung hat Adair Turner, der britische praktische Ökonom und frühere Generaldirektor des britischen Unternehmerverbandes, in seinem Buch *Just Capital* beschrieben. Er unterscheidet dort zwischen zwei Arten von Tätigkeiten, die er »*high-tech*« und »*high-touch*« nennt, also hochtechnisierten und solchen, bei denen man mit den Händen zupacken muß. Die Wissensgesellschaft beherrscht eben nicht den ganzen Arbeitsmarkt. Die Bereiche, die sie beherrscht, haben sogar eine Tendenz, sich selbst zu reduzieren. Statt dessen sind in zunehmendem Maße Menschen gefragt, die sozusagen Handgreifliches tun: Kinder- und Altenpflege, Reinhaltung und Schutz öffentlicher Plätze, die sogenannte Hauswirtschaft. Neulich sah ich eine Liste neuer *jobs* in den USA, die mich überraschte; drei Tätigkeiten standen an der Spitze: Autowaschen, Packen und Tragen von Supermarkteinkäufen und Lieferung von Pizzas und anderen Mahlzeiten ins Haus. *High touch indeed!*

Man könnte solchen Analysen noch eine durchaus spekulative Frage hinzufügen, die mich indes beschäftigt: wie viele Berufstätigkeiten sind heute entbehrlich in dem Sinne, daß Menschen ihre Produkte kaufen, aber auch nicht kaufen können, ohne daß ihr Lebensstandard dadurch wesentlich beeinträchtigt wird? Im letzten Weihnachtsverkauf war mit Abstand der größte Ausgabe- und damit auch Einnahmeposten der für Unterhaltungselektronik. Der Sammelbegriff schließt Fernsehgeräte ein, die man noch als unentbehrlich hingehen lassen mag, aber auch allerlei Spiele und Sperenzchen, die kur-

zes Vergnügen aufflackern lassen, aber selbst von den Vergnügten nicht vermißt werden, wenn es sie nicht gibt.

So entsteht das komplizierte Bild einer Gesellschaft, die in ihren Werten, Verhaltensregeln und sozialökonomischen Strukturen auf einem Bild der Arbeit beruht, das der tatsächliche Arbeitsmarkt nur noch teilweise stützt. Die resultierende Verwirrung hat Folgen in vielen Bereichen, darunter politische und philosophische.

Politisch ist gegen die gängigen, oft als neoliberal verherrlichten oder verteufelten Empfehlungen wenig zu sagen. Die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes ist überall dort wirksam gewesen, wo sie erkennbar die Verfügbarkeit von Beschäftigung gesteigert hat. Auch dort aber handelt es sich um heute notwendige, aber wahrscheinlich kurzlebige Reformen. Wie eine Gesellschaft mit einem begrenzten Kern von Festbeschäftigten und einer breiten Palette von Gelegenheitstätigen ihren Sozialstaat finanziert, ohne zugleich ihre Wirtschaftskraft zu schwächen, hat meines Wissens noch niemand plausibel dargelegt.

Philosophisch – oder wenn das zu hoch gegriffen ist, gedanklich – stellt sich die nicht minder brennende Frage, was Gesellschaften zusammenhält, in denen mit der Berufstätigkeit eine der letzten Bindekräfte sich lockert. Da hat Hannah Arendt schon recht, wenn sie von einer möglicherweise »verhängnisvollen« Entwicklung spricht. Ihre eigene, elitäre Lösung hat eine lange Tradition. Man überläßt die desorientierten Arbeiter ihrem Schicksal und wendet sich dem »Herstellen« und dem »Handeln«, dem schöpferischen und dem politischen Tun zu. Marx wollte dasselbe für alle; seine Empfehlung der freien und vielfältigen Tätigkeit kennt keine *labourers* mehr. Dafür ist sie erkennbar utopisch. Ich kann mich am ehesten mit der Argumentation des philosophierenden Ökonomen Robert Heilbroner anfreunden, der 1984 in der Library of Congress einen subtilen Vortrag gehalten hat, der unter dem Titel *The Act of Work* veröffentlicht wurde.

Auch Heilbroner spricht von der *tantalising vision* einer »Welt ohne Arbeit«. Sie ist indes, so schließt er, weder möglich noch wünschenswert. »Eine Welt ohne Arbeit ist eine Phantasie, und zudem eine ge-

fährliche Phantasie.« Keine Phantasie ist indes die zunehmende Befreiung der Arbeit von allen Elementen dessen, was Marx (mit einer aristotelischen Denkfigur) das »Reich der Notwendigkeit« nannte. Danach stellt Heilbroner nur mehr Fragen. Kann Arbeit zu einer Form der sozialen Verantwortung werden? Können Menschen ihre Arbeit so gestalten, daß sie zum Kern einer freien, sich selbst regulierenden Gesellschaft wird? In einem Halbsatz deutet Heilbroner an, worum es ihm geht, nämlich um das, was er beschreibt als das »Ringens um das größte erreichbare Maß an Freiheit *within work – not from work*«. Ich verwende für solche Freiheit innerhalb der Arbeit gerne das Wort, Tätigkeit. Von der Arbeitsgesellschaft zur Tätigkeitsgesellschaft.

Aber mit Heilbroner muß ich mit einem Bekenntnis des Nichtwissens enden. »Ich beabsichtige nicht, diese Fragen zu beantworten, weder mit den beschwörenden Hoffnungen noch mit den skeptischen Verneinungen, zu denen sie so leicht führen.« Heilbroners Schluß ist daher auch meiner. Ich weiß, daß ich die großen praktisch-politischen Fragen, die ich angedeutet habe, auch nicht im Ansatz beantwortet habe. Ich weiß auch, daß zwischen der Hoffnung einer Gesellschaft der Tätigkeit und der Realität einer Arbeitsgesellschaft, die die Quelle ihres Zusammenhalts verliert, eine große Lücke klafft. Ich weiß vor allem, daß es auch ganz anders kommen kann, sogar zur Rückkehr zur alten Arbeitsgesellschaft in ihrer ganzen überlebensnotwendigen Härte.

Zum Vortrag von Lord Dahrendorf hat Herbert Giersch die folgende Ergänzung geschrieben:

ARBEIT FÜR ALLE

Geht uns in der Arbeitsgesellschaft die Arbeit aus? Es war nicht zuletzt diese soziologische Frage, die ein paar Dutzend namhafter Vertreter der Künste und Wissenschaften des deutschen Sprachraums zusammenkommen ließ; einigen war auch an einem besseren Verständnis des Arbeitslosenproblems unserer Tage gelegen. Da die zwei Ökonomen im Saal sich in betonter Zurückhaltung übten, konnte der ältere gegen Schluß listig bemerken, man habe es tatsächlich geschafft, Hamlet ohne den Prinzen von Dänemark aufzuführen. Bis dahin nämlich war wortreich diskutiert worden, ohne daß auch nur einem einzigen Teilnehmer ein einziges Mal das Wort »Lohn« – als Ausdruck für den Preis der Arbeit – über die Lippen gegangen wäre. Es schien, als habe sich einmal mehr zeigen wollen, ob Oscar Wilde ins Schwarze traf, als er sagen ließ, die Ökonomen wüßten wohl den Preis von allem, aber den Wert kennten sie von nichts.

Arbeit ist, vor allem wenn sie knapp ist, unbestritten einen Lohn wert: pro Stück und Gewicht in Kauf- und Werkverträgen, pro Zeiteinheit in Arbeits- und Dienstverträgen. Der Wertmaßstab ist abgeleitet davon, was Arbeit einbringt, genauer: was eine zusätzliche Einheit dem Produktionswert hinzufügt. Man nennt dies das marginale Wertprodukt. Wer auf Erwerbsarbeit angewiesen ist, wird diese Grenze respektieren müssen. Daß Bedienstete zum Dank ein Trinkgeld erwarten, läßt sich ohne Schwierigkeit berücksichtigen.

An sprachlichen Fallstricken mangelt es nicht. Wenn Geld ins Spiel kommt, verwirren sich die Begriffe. Beahlt jemand Geld für Arbeit, so nennt man ihn Arbeitgeber, nicht Geldgeber. Umgekehrt nennen sich diejenigen, die Arbeit verrichten, um Geld zu vereinnahmen, nicht Geldnehmer, sondern Arbeitnehmer.

Vieles geschieht aus Patriotismus oder aus Nächsten- oder Fernstenliebe, manches auch als unentgeltliche Nachbarschaftshilfe. Einiges entsteht nur unter Zwang. Der Reichsarbeitsdienst in Hitler-Deutschland war Pflicht, zu meinem Mißvergnügen zugleich Vorbedingung für die Zulassung zum Studium. Zwang war der Ersatz für Lohn, der als »Löhnung« auf karge 25 Pfennige pro Tag festgesetzt war. Da war es lohnend, sich zu schonen. In den dienstlichen Beurteilungen stand daher hinter dem Nachnamen des Verfassers abschließend: »arbeitet langsam«.

Gesellschaftliche Arbeit ist produktiver als ein isoliertes Tun um der Sache selbst willen; denn sie erlaubt ein schier endloses Maß an Arbeitsteilung, eine Spezialisierung, die nur durch die Größe des Marktes begrenzt wird. Diese Quelle der Produktivität ist nahezu unerschöpflich. Spezialisierung ist freilich riskant, auch als Arbeitsteilung der Köpfe. Aber der Wohlstand, den der freie Austausch von Gütern und Gedanken ermöglicht, ist so enorm, daß die Gegner der Globalisierung keine Chance haben, ihre Protektionsforderungen durchzusetzen.

Man muß aber hier bedenken, daß der moderne Steuerstaat die Arbeitsteilung wie ein Wegelagerer stört und behindert. Vor allem ist der Versuch, die Bürger je nach ihrer Fähigkeit und ihrer Leistung zu besteuern, leistungsfeindlich. Dies betrifft die Einkommenssteuer mit den heute üblichen Sätzen ebenso wie die Umsatzsteuer und andere Verkehrssteuern. Wundert man sich da, daß so viel an Arbeit und Aktivität in die Schattenwirtschaft abwandert?

Es gibt neben den Steuern noch viele Verbote und Staatseingriffe, die die Arbeit in der Arbeitsteilung erschweren oder behindern. Die Ordnung, die nicht aus dem freien Spiel der Marktkräfte entsteht und deshalb nicht das Wissen und Wollen der Marktteilnehmer reflektiert und herausfordert, trägt die Merkmale und Kainsmale der sich allwissend aufführenden staatstragenden Bürokratie.

Mit dem Geist des Wettbewerbs verflüchtigt sich die Triebkraft des Wachstums in der freien Gesellschaft. An sich müßte es unter Ein-schluß der Schattenwirtschaft immer genug Arbeit für alle geben. Es gibt jedoch Ausnahmen. Eine davon ist das Angebotsmonopol der »Insider« auf dem Arbeitsmarkt, die sich auch als Arbeitsplatzbesitzer verstehen.

Stünden die Arbeitsplatzbesitzer in einem normalen Wettbewerb untereinander, so gäbe es kaum mehr Arbeitslose als Personen, die gerade eine Stelle aufgeben oder antreten. Man kann, wenn der Arbeitsmarkt überhitzt ist, wie wir es aus der Zeit nach dem Wirtschaftswunder der sechziger Jahre kennen, den Mangel an Arbeitskräften durch Anwerben von Gastarbeitern und Einwanderern beheben. Sie gehen dorthin, wo sie gebraucht werden, um vielleicht genau das zu tun, wofür die Inländer sich schon zu fein vorkommen. Dieser Import von Mobilität und Flexibilität ist sozusagen die Kehrseite der Friktions- und Strukturarbeitslosigkeit, die sich zeigt, wenn der Arbeitsmarkt quantitativ schrumpft und eine Abwanderung angeraten wäre. Deutschland spürt die Erblast heute in Gestalt einer erhöhten Strukturarbeitslosigkeit. Importierte Flexibilität muß jetzt gleichsam bezahlt, zurückerstattet werden. Möglicherweise geschieht dies in der verschleierte Form einer Abwanderung der besten Talente, vor allem aus strukturschwachen Regionen.

Die Arbeitsmarktschwäche wird mit der Zeit zu einer Wachstumsschwäche. Die Standorte in Deutschland verlieren an Attraktivität. Über Produktionsverlagerungen mag man klagen, etwas dagegen zu tun ist schwierig. Eigentlich müßte man, wäre der Weg nicht verschlossen, eine Wechselkursanpassung ins Auge fassen, genauer: eine kompetitive Abwertung der Kosten deutscher Standorte, wie sie vor dem Bretton Woods-Abkommen als beggar-my-neighbour-policy gefürchtet war – als oligopolistischer Preiskampf zum Nachteil der Nachbarn. Hand aufs Herz: Wer würde sich dafür engagieren? Innerhalb des EU-Raumes liefe ein Abwertungswettkampf auf eine Zunahme der realen Geldmenge hinaus. Die aber wäre billiger zu

haben, wäre man bereit, eine expansive Geldpolitik ins Auge zu fassen, kombiniert mit einer Lohnpause im Bereich der Tariflöhne. Der Tariflohnstopp wäre abzuschaffen, sobald die Arbeitslosigkeit in Deutschland auf eine Million gesunken ist. Damit könnte man sich eine nachhaltige Senkung des Lohnniveaus um – sagen wir 10% – als Ersatzabwertung ersparen.

Anbieter können sich einen Vorteil verschaffen, indem sie sich darauf verstehen, höhere Preise zu fordern und zu diesem Zweck den Wettbewerb zwischen ihnen zu beschränken oder gar auszuschalten. Adam Smith schon hatte beobachtet, daß Vertreter derselben Branche selbst bei gesellschaftlichen Treffen nicht auseinandergehen, ohne noch ein Komplott gegen die Öffentlichkeit geschmiedet zu haben in der Absicht, höhere Preise durchzusetzen. Wenn Arbeitnehmer sich so verhalten, muß die Beschäftigung zurückgehen, muß also Arbeitslosigkeit entstehen.

Die Arbeitsverweigerung in Form des Streiks ist ja auch Evidenz für eine Leistungsverweigerung, die zumindest als Drohung wirksam ist. Gewerkschaften sind ja doch wohl auch deshalb gegründet worden, um den Reallohn der Beschäftigten zu erhöhen, also den Lohn derer, die ihren Arbeitsplatz nicht verlieren, die trotz der höheren Löhne in Beschäftigung bleiben. Die anderen werden arbeitslos, lohnbedingt. Wenn die Ökonomen sagen, Inflation habe immer etwas mit Geld und Geldvermehrung zu tun, so läßt sich dies auf den Arbeitsmarkt übertragen in Form der Aussage, Arbeitslosigkeit sei immer eine Folge zu hoher Reallöhne. Dabei ist zu berücksichtigen, daß unter dem Druck hoher Löhne ganze Reihen von Arbeitsplätzen vakant werden können und dann oft wegrationalisiert werden.

Nun geht es darum, den international orientierten Unternehmen und Investoren glaubhaft zu demonstrieren, daß sie in Deutschland Standorte finden können, an denen trotz hoher Reallöhne eine hohe Rentabilität des eingesetzten Kapitals erwirtschaftet werden kann. Konkret bedeutet dies, wo man hohe Reallöhne rechtfertigen will,

muß man eine entsprechend hohe Wertproduktivität der Arbeit erwirtschaften können. Anders gewendet: das mobile Kapital weiß die Vor- und Nachteile einzelner Länder, Regionen und Städte wohl abzuschätzen und vergleichsweise zu würdigen. Standortvorteile versprechen für die Bewohner und insbesondere die Bodenbesitzer einen Bonus, exzessive Lohnforderungen und aggressive Gewerkschaften einen Malus. Mobile Arbeit wird Gegenden meiden, in denen das Kapital wegen überhöhter Steuersätze und einer kapitalfeindlichen Sozialpolitik keine Bleibe sucht und findet.

So komplex sind die Wirkungszusammenhänge im Standortwettbewerb. Die Globalisierung – verstanden als engmaschige Arbeitsteilung der Hände und der Köpfe und als Mobilität des Sach- und Humankapitals wird der Arbeit nicht überall zugute kommen. Wer die Globalisierung nutzen will, muß darauf setzen, daß Tüchtigkeit und Weltoffenheit allenthalben ihren Lohn finden.

BILDTEIL



Sitzung der Ordensmitglieder
am 1. Juni 2003 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Bronislaw Geremek, Fritz Stern, Lord Norman Foster,
Bernard Andreae, Karl Dietrich Bracher, Walter Burkert



Empfang des Herrn Bundespräsidenten im Schloß Bellevue
anlässlich der Ordenstagung am 2. Juni 2003

Von links:

Lord Norman Foster,
Bundespräsident Johannes Rau, Christina Rau;
hinten Peter Busmann und Hans G. Zachau



Ausklang der Herbsttagung am 29. September 2003
im Riesensaal des Schlosses Ehrenburg in Coburg



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Robert Huber, Lord Ralf Dahrendorf, Stig Strömholm



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Walter Gehring, Christiane Nüsslein-Volhard, Bernard Andreae



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Wolfgang Gerok, Robert Huber



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Karl Dietrich Bracher, Ernst-Joachim Mestmäcker



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Anton Zeilinger, Eric R. Kandel



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Paul B. Baltes, Hermann Haken, Herbert Giersch



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Günter Blobel, Hubertus von Pilgrim



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Horst Fuhrmann, Hans G. Zachau,
Host Albach, Paul B. Baltes, Herbert Giersch



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Albert Eschenmoser, Manfred Eigen, Albrecht Schöne



Sitzung der Ordensmitglieder
am 6. Juni 2004 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Horst Claussen, Peter von Matt, Albrecht Eschenmoser;
hinten Anton Zeilinger und Manfred Eigen



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 7. Juni 2004

Von links:
Staatsministerin Christina Weiss,
Anton Zeilinger, Horst Fuhrmann



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 7. Juni 2004

Von links:

Lord Ralf Dahrendorf, Bundespräsident Johannes Rau,
Hans G. Zachau, Peter Busmann



Empfang in der Hofburg
anlässlich der Herbsttagung am 27. September 2004 in Wien

Von links:
Nikolaus Harnoncourt
im Gespräch mit Bundespräsident Heinz Fischer

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

INLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 30. September 2004

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
HORST FUHRMANN IN STEINEBACH AB 1992: VIZEKANZLER	HISTORIKER
ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN	GERMANIST
BERNARD ANDRAEAE IN ROM, ITALIEN	ARCHÄOLOGE
HERBERT GIERSCH IN KIEL	NATIONALÖKONOM
FRIEDRICH HIRZEBRUCH IN ST. AUGUSTIN	MATHEMATIKER
KARL DIETRICH BRACHER IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR.	MEDIZINER
EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN	THEOLOGE
MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN	SCHRIFTSTELLER
ROBERT HUBER IN GERMERING	CHEMIKER
ARIBERT REIMANN IN BERLIN	KOMPONIST UND PIANIST
ALBRECHT DIHLE IN KÖLN	ALTPHILOLOGE
LUDWIG FINSCHER IN WOLFENBÜTTEL	MUSIKWISSENSCHAFTLER
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER IN HAMBURG	RECHTSGELEHRTER
PETER BUSMANN IN KÖLN AB 1997: VIZEKANZLER	ARCHITEKT

ERWIN NEHER IN GÖTTINGEN	BIOPHYSIKER
HUBERTUS VON PILGRIM IN PULLACH	BILDHAUER
	UND KUPFERSTECHEUR
BERT SAKMANN IN HEIDELBERG	MEDIZINER
PINA BAUSCH IN WUPPERTAL	BALLETTDIREKTORIN
	UND CHOREOGRAPHIN
RUDOLF L. MÖSSBAUER IN GARCHING	PHYSIKER
JUTTA LAMPE IN BERLIN	SCHAUSPIELERIN
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD IN TÜBINGEN	ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
HANS BELTING IN KARLSRUHE	KUNSTHISTORIKER
HANS MAGNUS ENZENSBERGER IN MÜNCHEN	SCHRIFTSTELLER
HORST ALBACH IN BONN	BETRIEBSWIRTSCHAFTLER
PAUL B. BALTES IN BERLIN	PSYCHOLOGE, GERONTOLOGE
GÜNTHER UECKER IN DÜSSELDORF	BILDHAUER

Im Jahr 2003 ist gestorben

HANSJOCHEM AUTRUM	23. AUGUST
-------------------	------------

Im Jahr 2004 ist gestorben

CARLOS KLEIBER	13. JULI
----------------	----------

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 30. September 2004*

PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN SCHRUNS, ÖSTERREICH	KAMMERSÄNGERIN
HANS BETHE IN ITHACA, USA	PHYSIKER
STIG STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
ALBERT ESCHENMOSEER IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
GERHARD CASPER IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
SIR HENRY CHADWICK IN OXFORD, ENGLAND	KIRCHENHISTORIKER
WALTER GEHRING IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
FRITZ STERN IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
JACQUES LÉON TITS IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
NIKLAUS WIRTH IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
PETER VON MATT IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERIC R. KANDEL IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE

DANI KARAVAN IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITEKT
UMBERTO ECO IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
CHARLES WEISSMANN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
MAGDALENA ABAKANOWICZ IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
WALTER BURKERT IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
SOFIA GUBAIDULINA IN APPEN, DEUTSCHLAND	KOMPONISTIN
GYÖRGY KURTÁG IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
ROBERT WEINBERG IN CAMBRIDGE, USA	KREBSFORSCHER
ROLF ZINKERNAGEL IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE
IMRE KERTÉSZ IN BUDAPEST, UNGARN	SCHRIFTSTELLER
ANTON ZEILINGER IN WIEN, ÖSTERREICH	PHYSIKER
GÜNTER BLOBEL IN NEW YORK, USA	ZELLBIOLOGE
NIKOLAUS HARNONCOURT IN ST. GEORGEN	MUSIKER
LORD NORMAN FOSTER IN LONDON, ENGLAND	ARCHITEKT
BRONISLAW GEREMEK IN WARSCHAU, POLEN	HISTORIKER
RICHARD SERRA IN NEW YORK, USA	BILDHAUER
LORD RALF DAHRENDORF IN LONDON, ENGLAND	SOZIOLOGE UND AUTOR

Im Jahr 2003 sind gestorben

ERNST KITZINGER	22. JANUAR
SIR BERNARD KATZ	20. APRIL

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 2003

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers	7
Eduardo Chillida – Gedenkworte von Hubertus von Pilgrim	15
Ernst Kitzinger – Gedenkworte von Ernst-Joachim Mestmäcker	25
Sir Bernard Katz – Gedenkworte von Bert Sakmann	33
Peter Busmann – Vortrag: »Architektur im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben«	41
Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder	69
Lord Norman Foster – Laudatio von Dani Karavan	71
Bronislaw Geremek – Laudatio von Horst Fuhrmann	75
Richard Serra – Laudatio von Bernard Andreae	79

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 2004

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers	85
Hansjochem Autrum – Gedenkworte von Walter Gehring	93
Peter von Matt – Vortrag: Das Paar als Täter. Über Liebe und Verbrechen in der Literatur	101
Aushändigung des Ordenszeichens an ein neues Mitglied	121
Lord Ralf Dahrendorf – Laudatio von Fritz Stern	123

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 2003-2004	131
1. Zuwahlen 2003-2004	132
2. Tagungsberichte	
Frühjahrstagung in Berlin 2003	133
Herbsttagung 2003	135
Frühjahrstagung in Berlin 2004	137
Herbsttagung 2004	139
3. Elisabeth Lichtenberger – Vortrag: Was war und was ist Europa? . . .	142
4. Lord Ralf Dahrendorf – Vortrag: Geht der Arbeitsgesellschaft die Arbeit aus?	154
Herbert Giersch – Ergänzung zum Vortrag von Lord Dahrendorf: Arbeit für alle	160
5. Bildteil.	165
6. Mitglieder des Ordens (Stand 30.9.2004)	183

Bildnachweise

Axentis.de/Lopata: S. 170-179

Bundesbildstelle, 11044 Berlin: S. 167, S. 168, S. 180, S. 181

Archiv Busmann: S. 49, S. 64

Karl-Victor Dahmen: S. 61

Walter Dick: S. 52

Rainer Gaertner: S. 53

Fotoarchiv Stadt Köln: S. 56

Hans Georg Zachau: S. 169, S. 182

Sekretariat des
Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste
bei der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien
Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn

Tel.: (01888 681 3599 und 3587)

Telefax: (01888 681 3885)

e-mail: susanne.werner@bkm.bmi.bund.de

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2004

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISSN 0473-145-X

ISBN 3-89244-874-4